

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit im
gesamtschlesischen Raume

6. Jahrgang

1933 / 34



Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau 1

Schlesisches Jahrbuch

6. Jahrgang

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen Raume

6. Jahrgang

Herausgegeben

vom

Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur

Mit 10 Karten und 18 Abbildungen



1933/34

Verlag von Wilh. Gottl. Korn / Breslau 1



058 (061.2) : 94 (438) : 930.85
(43:437:438) + 308:338 (438)
: 437:43) + 728 (438) + 398
(43:438) + 261.7 (43:438)
+ 930.26 (43:437/438)

8328 D Schile

3336 D / VI

E 3

Alle Rechte, besonders das des Nachdrucks, der
Radioübertragung und Übersetzung, vorbehalten
Printed in Germany, Copyright 1934 by
Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau 1

Druck von Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Leitsätze des Arbeitskreises	8
Bericht über die 9. Schlesische Kulturwoche in Jägerndorf	9

*

Museumsdirektor Dr. Jahn:	
Vorgeschichte der Sudetenländer	13
Prof. Dr. Pfizner:	
Schlesiens Geschichte und Schlesiens Name	21
Prof. Dr. Santifaller:	
Kirche und Staat im gesamtschlesischen Raume	29
Prof. Dr. Geisler:	
Lebens- und Wirtschaftsräume des Sudetengebietes	45
Banddirektor Kieseewetter:	
Sudetendeutsche Wirtschaft	57
Prof. Dr. Bechtel:	
Wirtschaftslage im reichsdeutschen Schlesien	65
Privatdozent Dr. Schier:	
Der schlesische Hausbau	77
Prof. D. Bornhausen:	
Schlesische Volksreligion	89

Vorwort

Der Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur ist entsprechend seinem Ursprung und Zwecke stets eingetreten für das Naturrecht der Menschen, der Stimme des Blutes zu folgen und auch über Staatsgrenzen hinweg den Stammesgenossen die Hand zu reichen in kultureller Verbundenheit. Blut und Boden sind die Quellen der Volkskraft, die Stämme sind die Wurzeln des ganzen Volkes, und das Stammesbewußtsein ist die Voraussetzung des Volksbewußtseins.

Das schlesische Stammesbewußtsein fand wie alljährlich einen machtvollen Ausdruck in der von unserem Arbeitskreise veranstalteten 9. Schlesischen Kulturwoche in Jägerndorf, über die S. 9 ff. berichtet wird. Die Tagung fiel leider schon in die Zeit der vermehrten politischen Spannung in der Tschechoslowakischen Republik; da aber unsere Tätigkeit getreu ihren Leitsätzen (S. 8) grundsätzlich von jeder Staatspolitik sich fern hält und auf kulturelle und wissenschaftliche Arbeit sich beschränkt, hatte die tschechische Regierung gegen die Abhaltung der Schlesischen Kulturwoche auf ihrem Staatsboden nichts einzuwenden, und die Tagung verlief auch ohne die geringste Beunruhigung seitens der tschechischen Behörden.

Jedoch zeigt sich leider die Auswirkung der politischen Verhältnisse an dem vorliegenden 6. Bande des Schlesischen Jahrbuchs. Sein Umfang ist wesentlich geringer als vorgesehen, da manche unserer sudetendeutschen Freunde an der Mitarbeit an diesem Kulturwerke verhindert waren. Trotzdem ist sein Inhalt reich genug und bedeutet einen weiteren Fortschritt in unserer Arbeit für die gesamtschlesische Stammeskunde.

Als besonders wichtige Aufgabe für die nächstjährige 10. Schlesische Kulturwoche haben wir uns eine genaue Abgrenzung der schlesischen Mundart vorgenommen und die Darlegung ihres Überganges im Osten in die Mischschläge der Slonzaken, Morawzen und der zweisprachigen Oberschlesier. Das nächste Jahrbuch wird dann die im vorigen Jahre versprochenen kartographischen Grundlagen zu diesen Fragen bringen.

Wir bitten die Mitglieder und Freunde unseres Arbeitskreises, uns bei unserer schlesischen Stammeskulturarbeit auch weiterhin tatkräftig zu unterstützen*).

*) Geschäftsstelle: Breslau 16, Hindenburgstraße 80,
Oberstudienrat i. R. Prof. Dr. Schneck.

Leitsätze des Arbeitskreises

1.

Es ist gesamtdeutsche Kulturaufgabe, in der Ursprünglichkeit, Triebkraft und Vielgestaltigkeit der deutschen Stämme das unerschöpfliche Ackerland des Volkswerdens zu erkennen und auf dieser natürlichen Grundlage zu bauen und zu bilden.

2.

Der schlesische Stamm hat seine besondere landschaftliche, sprachliche und geschichtliche Sendung für die deutsche Kulturaufgabe im Osten; je mehr ihm diese Sendung bewußt wird, um so segensreicher wird sein Schaffen für die deutsche Gesamtheit.

3.

Im Sinne der gesamtdeutschen Kulturaufgabe und der besonderen Sendung des schlesischen Stammes muß die wissenschaftliche und heimatsliche Arbeit auf allen Kulturgebieten in Innerschlesien und Grenzlandschlesien in- und aufeinander wirken.

4.

Diesem Zweck dienen alljährliche Kulturtagungen an wechselnden Orten, die die Aufgabe haben, durch Vorträge und Aussprachen, Führungen und Ausstellungen, Bühnenspiele und Kunstabende die schlesische Heimat darzustellen und die deutsche Volksbildung zu fördern.

5.

Zur entsprechenden Aufklärung der gesamtschlesischen Öffentlichkeit ist nicht nur die Mitarbeit der Presse und der Stammlandzeitschriften notwendig, sondern auch die planmäßige Herausgabe von einwandfreien Darlegungen auf landschaftlicher, sprachlicher und geschichtlicher Grundlage. Diesem Zweck dient vor allem das Schlesische Jahrbuch.

6.

Tages-, Partei- und staatspolitische Fragen bleiben von der schlesischen Kulturarbeit und den für sie bestimmten Tagungen unbedingt ausgeschlossen.

7.

An die gesamte deutsche Jugend des Stammlandes ergeht der Ruf, an den hier vorgezeichneten Aufgaben mitzuwirken.

Die 9. Schlesische Kulturwoche in Jägerndorf

(Abdruck aus „Schlesische Monatshefte“ 1933 S. 288 f.)

Einheitliche politische Gestaltung ist dem schlesischen Neustamm, wie er zu beiden Seiten der Sudeten seit der deutschen Kolonisation sich gebildet hat, in seinen wechselvollen Schicksalen versagt geblieben. Aber die enge kulturelle Verbundenheit hat immer bestanden; sie kam indes den Schlesiern erst durch die Verhältnisse der Nachkriegszeit stärker zum Bewußtsein, als mit Beginn des nationalen Erwachens man sich des größeren Volksbodens bewußt wurde und als das von den slawischen Machthabern bedrückte Deutschtum naturgemäß beim Mutterlande eine Stütze suchte. Die Wiederbesinnung auf die in den Stämmen schlummernde Gemeinschaftskraft machte sich geltend, das Stammesbewußtsein begann im gesamtschlesischen Raume sich zu regen.

Hier setzte die Tätigkeit des Arbeitskreises für gesamtschlesische Stammeskultur ein, dessen Träger fest überzeugt sind von der geschichtlichen Sendung des großen schlesischen Neustammes zu beiden Seiten der Sudeten für die deutschen Kulturaufgaben im Osten. Den sichtbaren Ausdruck findet diese Grenzlandarbeit in den alljährlich an wechselnden Orten stattfindenden Schlesischen Kulturwochen. Sie haben die Aufgabe, abseits von politischen Tagesfragen unter Achtung der bestehenden Staatsgrenzen, die schlesische Stammesart und Stammesentwicklung auf allen Gebieten des Lebens zu pflegen, wissenschaftlich zu untersuchen und volkstümlich darzustellen sowie das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Schlesier diesseits und jenseits der Grenzen immer enger zu gestalten.

Die diesjährige Schlesische Kulturwoche war die neunte und fand vom 29. Juni bis 2. Juli in Jägerndorf statt. Den Kern der Veranstaltung bildete wie immer eine Reihe von Vorträgen, die in drei Gruppen Geschichte, Wirtschaft und Stammeskultur behandelten und sämtlich von dem Gedanken der Einheit des Schlesierstammes getragen waren.

Museumsdirektor Jahn-Breslau behandelte die Vorgeschichte der Sudetenländer, die trotz des zwischen ihnen liegenden Gebirges in sämtlichen Epochen eine völkische und kulturelle Einheit bildeten, wie die Bodenfunde beweisen. Die endgültigen Sieger in dem wechselnden Kampfe blieben die Germanen, die bis in die geschichtliche Zeit hinein hier eine hochstehende Kultur entwickelten. — Prof. Pfizner-Prag zeigte in seinen Erörterungen über das Teschen-Troppau-Jägerndorfer Gebiet, wie das dauernde Schwanken der Sudetenländer in ihrer staatsrechtlichen Stellung sich namentlich in dem Schicksal des Namens

„Schlesien“ widerspiegelt. Schlesien, als Name von den germanischen Silingen hergeleitet, hieß in der slawischen Zeit das Gebiet um den Zobten und Breslau, nach der Gründung des Breslauer Bistums aber das Gesamtgebiet der Breslauer Diözese. Erst das 13. Jahrhundert brachte durch das dynastische Erbrecht und infolge der ostdeutschen Kolonisation grundlegende Änderungen: während diese ein über die engeren Stammesgrenzen sich ausdehnendes deutsches Stammeschlesientum schuf, so jenes eine Fülle von Kleinherzogtümern, unter denen die oberschlesischen nicht mehr zu Schlesien gerechnet wurden, sondern den Namen Oppeln führten. Erst als die schlesischen Herzogtümer an die Krone Böhmens als Lehen fielen, erweiterte sich der Name Schlesien wieder, der seit dem 15. Jahrhundert Oppeln, damit auch Teschen sowie Troppau und Jägerndorf mitumspannt. Die staatliche Zerrissenheit des gesamtschlesischen Raumes wurde noch überboten von der kirchlichen, wie Prof. Santschaler-Breslau in seinem Vortrage erörterte. Als Kaiser Karl IV. eine gewisse kirchliche Einheit des schlesischen Raumes durchführen wollte, scheiterte dieser Plan am Widerstande der Polen, und so blieb die seit dem 13. Jahrhundert deutsche Diözese Breslau bis zum Jahre 1821 unter der polnischen Metropole Gnesen. Auch nach dem Weltkriege zeigen die kirchlichen Organisationsformen ihre Abhängigkeit von den staatlichen.

Prof. Geisler-Breslau, der Herausgeber des bekannten Wirtschaftsatlases vom reichsdeutschen Anteil Schlesiens, bot hier zum ersten Male die Grundlagen für die Lebens- und Wirtschaftsräume des gesamten Sudetengebietes. Die gegenwärtige Wirtschaftslage erörterte der Breslauer Nationalökonom Prof. Bechtel für das reichsdeutsche Schlesien und für das sudetendeutsche Schlesien Bankdirektor Riese Wetter aus Prag. Wie nach den Ausführungen des Wirtschaftsgeographen das ganze Sudetengebiet sich als eine naturgegebene, gesunde Wirtschaftseinheit darstellte, so bewiesen die letzteren, wie unheilvoll nach dem Weltkriege die scharfen Zollgrenzen und die übrigen Folgeerscheinungen der Pariser Vorortsdiktate die blühende schlesische Wirtschaft hieben und drüben zerrütteten. Aber trotzdem bezeichneten beide Redner die Zukunft durchaus nicht als hoffnungslos.

Als letzte Gruppe der Vorträge sind die kulturkundlichen zu erwähnen. Privatdozent Schier-Prag erläuterte den schlesischen Hausbau in seinem Ursprunge aus dem altgermanischen Hause und seinem Zusammenhange mit den westdeutschen Formen. Nicht minder bedeutsam war der Vortrag des Troppauer Museumsdirektors Braun über die Prager Bildhauerfamilie Parler, die zur Zeit Kaiser Karls IV. nicht bloß in Böhmen, sondern im ganzen schlesischen Raume tätig war und auch in Breslau und anderen schlesischen Städten mit ihren Werken festzustellen ist. — Hierher gehört auch die wohlgelungene Aufführung des Bauern dramas „Die Stedinger“ des Troppauer Dichters Bruno Nowack und die vorbildliche Vorführung von Volksliedern und Volkstänzen in landesüblichen Trachten und Erläuterungen von Prof. Klein-Jägerndorf. Und schließlich als bedeutsamer Beitrag zur schlesischen Stammeskunde der fesselnde Vortrag von Prof. Bornhausen-Breslau über Schlesische Volksreligion, in deren manchen Zügen er die Möglichkeit einer neuen Verlebendigung des deutschen Christentums in anregender Weise nachwies. Alle diese Vorträge fanden lebhaften

Beifall bei den stets sehr zahlreich erschienenen Zuhörern, die zum größeren Teil aus Jägerndorf und Umgegend, aber auch aus dem übrigen sudetendeutschen Gebiete und aus dem Reiche, ja auch aus Ostoberschlesien gekommen waren. Auch 120 Studenten der Breslauer Hochschulen waren anwesend, um für den schlesischen Stammesgedanken einzutreten. Die Anteilnahme der einheimischen Bevölkerung trat diesmal äußerlich nicht so in Erscheinung wie in den früheren Tagungs-orten, da infolge der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse die Stimmung der Sudetendeutschen recht gedrückt ist. Um so herzlicher gestaltete sich der Verkehr in vertrautem Kreise, und zu den alten persönlichen Beziehungen wurden wertvolle neue gewonnen.

Die ganze Tagung schloß mit einer eindrucksvollen Heimatkundgebung auf dem Wachberge bei Lobenstein vor dem hochragenden Denkmal des aus dem Jahre 1848 bekannten Bauernbefreiers Hans Kudlich. Hier kamen von weit und breit die Landleute zusammen, um gemeinsam mit den reichsdeutschen und den anderen Gästen der zündenden Rede des Bauern Jaschek über die Wahrung deutschen Volkstums im Grenzland zu lauschen, die mit einem Bekenntnis zur schlesischen Heimat und dem Schwure, ihr treu zu bleiben, schloß.

Martin Jahn:

Vorgeschichte der Sudetenländer

Bei einem Überblick über die vorgeschichtliche Besiedlung der Sudetenländer müssen wir noch mehr als in geschichtlicher Zeit scharf zwischen dem Flachland und dem Gebirge scheiden. Nur das Flachland bot im größeren Umfange anbaufähiges, von Natur waldfreies oder walдарmes Gelände, auf dem der Mensch seine Äcker anlegen, seine Dörfer errichten konnte. In der Niederung — bis etwa zu den Höhenlinien von 250 oder 300 Metern über dem Meeresspiegel — lagen die geschlossenen Wohngebiete der vorgeschichtlichen Siedler. Die höheren Lagen, insbesondere das Gebirge selbst, waren im allgemeinen für den Menschen der Vorzeit, der ja von der Natur viel abhängiger war als der heutige Mensch, ungeeignet als Siedlungs- und Ackerland. Dichter Wald deckte diese höheren Gebiete. Wald war aber in den älteren Epochen der Menschheitsgeschichte siedlungsfeindlich. Der Mensch unterzog sich damals noch nicht der Mühe, Wald zu roden und in Ackerland umzuwandeln. Er fand ja im allgemeinen in der Ebene genug anbaufähiges Land vor. Wuchs aber in einer Gegend die Bevölkerung so stark an, daß die vorhandene Ackerfläche nicht mehr ausreichte, so entschloß man sich damals eher zur Auswanderung, zum Aufsuchen noch weniger dicht besiedelter Räume, als daß man das heimatliche Siedlungsgebiet durch Roden und Kultivieren erweiterte. Eine Neugewinnung von Siedlungsland, das man der Natur durch die Rodenacke abrang, ist erst im Mittelalter nachzuweisen. Es ist ja bekannt, welche großen Leistungen auf diesem Gebiete die deutsche Kolonisation vollbracht hat. Vor dieser deutschen Eroberung der Berghänge als Siedlungsland schied sich deutlich die besiedelte Ebene von dem unbesiedelten Gebirge.

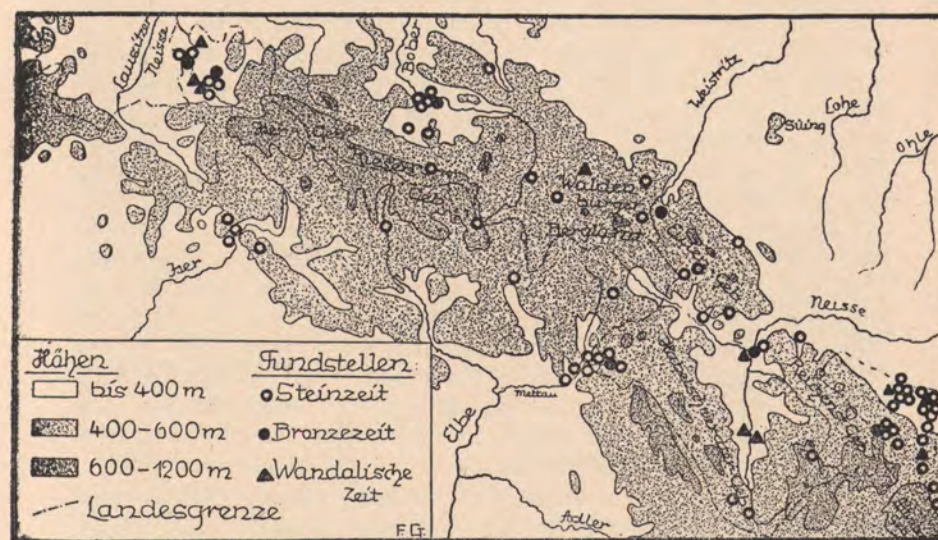
Trägt man auf einer Karte der Sudetenländer alle vorgeschichtlichen Funde von Siedlungen und Friedhöfen ein, so füllen sich die Niederungen in Schlesien, Böhmen und Mähren recht dicht mit Fundorten; das dazwischen gelegene Sudetengebirge dagegen bleibt fast ohne Eintragungen. Eine fundleere oder wenigstens fundarme Zone trennt die drei genannten Siedlungszentren. Bei dieser Sachlage könnte man zu der Annahme geführt werden, daß die Sudeten in früherer Zeit zwischen Schlesien, Böhmen und Mähren einen Grenzwall bildeten, der als kaum überschreitbares Hindernis die Bewohner diesseits und jenseits der Berge völlig voneinander schied, der also eine natürliche Kultur- und Völkergrenze bildete. Hervorragende Gelehrte, wie der Geograph Partsch

und der Historiker Schulte, vertraten in der Tat die Meinung, daß die Sudeten in vorgeschichtlicher Zeit nicht durchquert, sondern daß sie nur im Süden durch die Mährische Pforte und im Norden durch die Lausitzer Pässe umgangen wurden. Welche Stellung nimmt hier die Vorgeschichtsforschung ein, die ja auf diese Frage allein die entscheidende Antwort zu geben vermag? Wenn auch die Sudeten vor der deutsche Kolonisation nie ausgesprochenes Siedlungsgebiet gewesen sind, wenn auch der dort üppig wuchernde Wald durchaus siedlungsfeindlich war, so blieb doch das Gebirge dem Menschen der Vorzeit nicht völlig fremd, wurde es von ihm nicht völlig gemieden. Die Jagd, die ja neben Ackerbau und Viehzucht einen wichtigen Zweig menschlicher Wirtschaft in der Bergangenheit bildete, führte den Menschen in das Waldgebirge hinein. In den Schutz des Waldes flüchtete sich auch der nicht waffenfähige Teil der Bevölkerung, wenn Feinde in das Siedlungsgebiet der Ebene einfielen. In manchen Epochen der Vorzeit legte man sogar auf Bergeshöhen befestigte Plätze an, Burgen, von denen man den besiedelten Gau gut überschauen konnte und hinter deren Mauern sich in Kriegszeiten die Bevölkerung mit Hab und Gut zurückzog. Auf diesen Burgen lag oft in der Vorzeit schon der Sitz der Gausfürsten, und hier am sichersten Ort des ganzen Landes, errichtete man auch gern das Hauptheiligtum des Stammes, hier gab man der Gottheit ihr Heim. So kommt es, daß vielfach der politische, militärische, religiöse und kulturelle Mittelpunkt eines Gaus nicht unten, inmitten des dicht besiedelten Raumes, lag, sondern abseits davon, hoch im Waldgebirge. In Jägern- und Burgdorf haben wir ja gute Beispiele für solche Gipfelburgen der Vorzeit auf dem Burgberg und auf der Schellenburg, die nach den zahlreichen, dort entdeckten Siedlungsresten nicht etwa bloß vorübergehend in Zeiten der Gefahr aufgesucht wurden, sondern ständig von einem Teil der Bevölkerung bewohnt gewesen sein müssen.

Aber diese Burgen lagen meist in der Nähe des Siedlungsgebietes, auf den Vorbergen, selten im Innern des Gebirges. Gelangte der Mensch der Vorzeit nun auch zum Gebirgskern, ins eigentliche Hochgebirge? Ja, ein wichtiger Beweggrund führte ihn tiefer in die Berge und über diese hinweg: Handel und Verkehr. Handel und Verkehr haben von den ältesten Tagen der Menschheitsentwicklung an eine außerordentlich große Rolle gespielt. Auf der niedrigsten Kulturstufe ist ja der Mensch noch nicht fest sesshaft. Er bleibt dort, wo die Lebensverhältnisse für ihn günstig sind, wo die Jagd- und Sammeltätigkeit ergiebig ist. War das Jagdwild ausgerottet oder vergrämt, so gab er unbedenklich seinen Siedlungsplatz auf und zog dem Wilde nach. Nicht das Land war damals das begehrenswerte und Leben spendende Element des Menschen, sondern das Hauptnahrungsmittel, das Wild. Dieses zwingt den Menschen zum Wandern, zum Nomadenleben. Aber auch, als der Mensch im 4. Jahrtausend vor Christus den Ackerbau erlernte und damit an den Boden stärker gefesselt war, ein sesshafter Bauer wurde, hörte seine Wanderlust nicht auf. In kleineren und größeren Gruppen zogen insbesondere jüngere, wagemutige Männer auch dann noch in die Fremde. Außerdem reisten Kaufleute, Nachrichten vermittelnde Boten von Ort zu Ort, von Land zu Land. Wenn diese auch möglichst ihren Weg durch besiedeltes Gebiet nahmen, so schreckten

sie doch nicht davor zurück, auch unbewohnte Gegenden, Wälder und Gebirge zu durchqueren. Den Flußläufen als Wegweiser folgend, fanden sie bald die gangbarsten Pässe über das Gebirge und stiegen jenseits der Pashöhen in den Gebirgsbachtälern wieder abwärts zu den besiedelten Niederungen. Da Frachten auf weiten Wegen kaum auf Lastwagen befördert wurden, vielmehr Tragtiere das Hauptbeförderungsmittel waren, so brauchte man keine zu großen Anforderungen an die Gangbarkeit der Pässe zu stellen. Gebaute Straßen hat es ja, abgesehen von Bohlenwegen in Mooren und Sümpfen, vor der Römerzeit kaum in Nord- und Mitteleuropa gegeben. Nun könnte der Einwurf gemacht werden, diese Pashwege waren im Winter verschneit und schon deshalb völlig ungangbar. Demgegenüber ist aber darauf hinzuweisen, daß man ja auch noch in geschichtlicher Zeit gewohnt war, Reisen, Kriegszüge und Wanderungen nur in günstigen Jahreszeiten zu unternehmen. Mit der Unterbrechung des Verkehrs im Winter fand man sich früher ohne weiteres ab.

Wie ist nun archäologisch der Beweis zu führen, daß die Sudeten in der Vorzeit tatsächlich überschritten worden sind? Es gibt hierfür zwei Arten von Beweisen, unmittelbare und mittelbare. Einen unmittelbaren Beweis bilden vorgeschichtliche Funde, die im Gebirge, in den Pashgebieten, gemacht worden sind. Nachstehende Karte gibt uns einen



Die vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen des Sudetengebirges.
Nach Altschlesien IV S. 3.

Überblick über die vor- und frühgeschichtlichen Funde im Sudetengebirge. Aus ihr erkennen wir, daß schon von der Steinzeit an die Pässe der Lausitzer Neiße, die Landeshuter-Trautenauer Senke, der Glazer Kessel mit seinen Pashwegen über Kudowa-Nachod und über Mittelwalde sowie schließlich der Ransauer Sattel bei Freivaldau benutzt worden

sind*). Ebenso läßt sich ein vorgeschichtlicher Verkehr durch das nicht mehr auf der Karte dargestellte Mährische Gesenke und durch die Mährische Pforte erweisen. Bis zu einer Höhe von 750 Meter über dem Meeresspiegel sind vorgeschichtliche Funde in den Sudeten nachgewiesen worden.

Daneben gibt es auch mittelbare Zeugnisse für eine Begehung der Sudetenpässe während der Vorzeit. Geschlossene Siedlungsgebiete zeigen gewöhnlich in ihrem Kulturnachlaß besondere, nur dieser Gegend eigentümliche Züge, sei es in der Form der Werkzeuge, Waffen, Schmuckstücke und Tongefäße, sei es in den Verzierungsmustern auf diesen Fundstücken. Kann man nun solche stilistischen Sonderheiten des Siedlungsgebietes diesseits des Gebirges und jenseits der Berge feststellen, in anderen Gegenden aber nicht, so muß die Übertragung der Sonderformen unmittelbar über das Gebirge hinweg vonstatten gegangen sein, zumal, wenn wir solche Formen am häufigsten im Auslaufgebiet eines PASSES vorfinden. In der Tat lassen sich solche Zusammenhänge zwischen den Siedlungsgebieten westlich und östlich der Sudeten in allen vorgeschichtlichen Epochen nachweisen. Ein Überblick über die Vorgeschichte der Sudetenländer bezeugt darüber hinaus, daß zwischen Böhmen, Mähren und Schlesiens während der gesamten Vorzeit eine enge, völkische und kulturelle Gemeinschaft bestanden hat, die bei einem so schmalen und langgestreckten Gebirgszuge wie die Sudeten nur möglich ist, wenn ein reger Verkehr hinüber und herüber vorhanden gewesen ist.

Die ältesten Spuren des Menschen gehen in den Sudetenländern bis in die Eiszeit zurück. Infolge der ganz anderen klimatischen Verhältnisse bestand damals noch nicht der oben geschilderte Gegensatz zwischen waldfreier Ebene und dicht bewaldetem Gebirge. In einer Zeit, in der im nördlichen Niederschlesien noch die gewaltige Inlandeisdecke lagerte, konnte in den Sudeten noch kein Wald aufkommen. Ungehindert streifte der Mensch über Tundren und Steppen, um dem Mammut, Höhlenbären und Wildpferd nachzustellen. Dieselben Mammutjäger, deren Lagerstätten an so zahlreichen Stellen Mährens nachgewiesen worden sind, haben bei Troppau ihre Beute an kostbarem Elfenbein zusammengetragen und den Feuerstein zu Werkzeugen zurechtgeschlagen, haben im Freiwaldbauer Gebiet und in Oberschlesien an vielen Stellen ihre Arbeitsstätten gehabt. Also schon in der vorletzten Erdperiode, vor Jahrzehntausenden, bildeten die südlichen Sudetenländer für den Menschen eine Einheit.

Im 4. und 3. Jahrtausend vor Christus während der jüngeren Steinzeit erlernte der Mensch in Mitteleuropa Ackerbau und Viehzucht und wurde ein sesshafter Bauer. Von nun an läßt sich die Besiedlungsgeschichte der Sudetenländer ununterbrochen bis auf den heutigen Tag verfolgen. Die ersten Ackerbauer des Sudetengebietes kamen von Süden her aus der Donau-Theiß-Ebene. Sie besiedelten gleichermaßen die fruchtbaren Lössniederungen Schlesiens, Mährens und Böhmens. Dieselben hochfüßigen Schalen, die in Wohnstätten von Ratharein bei

*) Genauer bin ich auf die Funde im Sudetengebirge in meiner Arbeit: Die Vorgeschichte des schlesischen Sudetengebietes, Alt-schlesien IV, 1932, S. 1 ff., eingegangen.

Troppau gefunden worden sind, konnten auch in Schlesiens und Böhmen festgestellt werden; die böhmischen und mährischen Fachgelehrten benennen den entsprechenden Kulturnachlaß aus den Fundstätten ihrer Arbeitsgebiete nach einem mittelschlesischen Fundplatz Jordansmühler Kultur, um die Einheitlichkeit des Fundcharakters der damaligen Epoche in den drei Teilen des Sudetengebietes schon durch die Namengebung hervorzuheben.

Noch während des dritten Jahrtausends vor Christus dringt eine neue Völkerwelle von Norden her ins Sudetengebiet ein, unterwirft die ansässige Bauernbevölkerung und vermischt sich mit ihr. Reste der neuen Einwanderer und ihrer Kultur treffen wir nicht nur in Ansiedlungen bei Ratharein, Kreuzendorf und auf dem Jägerndorfer Burgberg, wo auch Werkstätten für Steinäxte und Steinbeile nachgewiesen werden konnten, sondern ebenso im übrigen Schlesiens, in Böhmen und in Mähren. Die Fachleute westlich der Sudeten bezeichnen diese Kulturgruppe, ebenso wie die schlesischen Forscher, als „nordische Kultur“, weil sie sich gleichmäßig über die Sudetenländer ausgebreitet hat.

Aus der Vereinigung südlicher und nördlicher Einwanderer ging ein fleißiges und stark anwachsendes Volk hervor, das vom Ende des 3. Jahrtausends bis um die Mitte des letzten Jahrtausends vor Christus, also während der Bronzezeit und frühen Eisenzeit, die Sudetenländer uneingeschränkt beherrschte und hier eine hochstehende Kultur entwickelte. In den überaus zahlreichen Friedhöfen dieser Bronzezeitbauern sind Tausende und aber Tausende von geschmackvollen, zierlichen Tongefäßen gefunden worden, die das kennzeichnende Hauptelement des Kulturnachlasses bilden. Dieselben Formen der Keramik wie der bronzenen Geräte und Schmucksachen finden sich wieder diesseits wie jenseits der Sudeten. Ein Kulturkreis umschließt wieder die drei Sudetenländer. Bezeichnet die schlesische Forschung die Friedhöfe der ältesten Bronzezeit nach einem böhmischen Fundort als Gräber der „Aunjetitzer Kultur“, so haben sich böhmische und mährische Gelehrte gewöhnt, die Gefäße ihrer Gräberfelder der jüngsten Bronzezeit mit dem Kennwort „schlesischer Typus“ zu belegen, um dadurch die Einheit der Kulturformen hüben und drüben hervorzuheben.

Diese wenigen Hinweise auf die Einheitlichkeit der Bevölkerung in der Bronze- und frühen Eisenzeit mögen genügen. Nur der Festungen, dieser gewaltigsten Denkmäler vergangener Epochen, sei noch kurz gedacht. Während die Bronzezeitbauern, die höchstwahrscheinlich zur illyrischen Völkergruppe zu zählen sind, jahrhundertlang unangefochten von äußeren Feinden in vollem Frieden ihre Äcker bestellten, müssen seit Beginn des letzten Jahrtausends die Zeiten unruhiger geworden sein. Allenthalben entstanden nunmehr in den Sudetenländern Burgen mit Mauern aus Holz, Erde und Stein. Auch die Höhen bei Jägerndorf waren von zwei Burgen gekrönt, deren verbrannte und verschlackte Reste noch heute auf dem Burgberg und dem Schellenburgberg zu erkennen sind, obwohl große Teile dieser ehrwürdigen Zeugen menschlichen Schaffens noch im vorigen Jahrhundert zerstört und abgefahren worden sind. Sie bilden ein getreues Gegenstück zu den mittelschlesischen Doppelburgen bei Breslau-Deßwitz und insbesondere zu dem größten

Festungssystem dieser Zeit in Ostdeutschland, den Burgen auf Schlesiens heiligem Berge, dem Siling (Zobten), und auf dem benachbarten Geiersberg. Jedesmal beherbergt die kleinere der beiden Burgen (Jägerndorfer Burgberg, Siling, Döwitzer Kapellenberg) offenbar den Sitz des Gaufürsten und das Stammesheiligtum. Noch heute sind gerade diese Stätten beliebte Wallfahrtsorte. Die größeren Festungen hingegen waren Volksburgen, die Raum genug bieten mußten, um in Zeiten der Gefahr die Bevölkerung des ganzen Gaues mit ihrer Habe aufnehmen zu können. So sind die Festungsmauern auf dem Geiersberg und auf dem Schellenburgberg mehr als 2 Kilometer lang und auch die Döwitzer Schwedenschanze übertrifft den benachbarten Kapellenberg beträchtlich an Größe. Diese Eigentümlichkeit der Anlage von Doppelfestungen ist mir bisher außerhalb Schlesiens noch nicht in solcher Klarheit bekannt geworden.

Alle diese Burgen der Illyrier, von denen einzeln liegende noch eine ganze Anzahl bekannt sind, wurden durch Feuer zerstört. Wer war der Feind, der sie eroberte und in Flammen aufgehen ließ? Die schlesische Forschung hat nachgewiesen, daß es drei ganz verschiedenartige Völker waren, welche die Kraft des alteingewohnten Bauernvolkes zerbrachen und ihren Sudetenstaat vernichteten. Zuerst kamen tatensfrohe germanische Stämme von der Weichselmündung her nach Schlesien und warfen im 6. Jahrhundert v. Chr. die Illyrier aus der Osthälfte dieses Landes heraus. Steinfistengräber und die eigenartigen Gesichtsurnen sind kennzeichnend für ihre Kultur. Das übrige Schlesien, das den Illyriern verblieb, wurde um 500 v. Chr. von einem zweiten, plötzlich aus dem Südosten hervorbrechenden Feind überrannt. Verwegene skythische Reiterheeren waren es, die das Land zwischen der Oder und den Sudeten brandschatzten. Damals ging die Mehrzahl der schlesischen Burgen, die nicht schon wie die Doppelburg bei Breslau-Döwitz von den Germanen zerstört waren, zugrunde. Im Schutt ihrer Mauern finden sich die den Skythen eigentümlichen dreiflügligen Bronzepfeilspitzen, die uns die Herkunft der Angreifer verraten. Wie die Mongolen des Mittelalters hatten diese Ostvölker Schlesien überschwemmt. Sie verblieben aber nicht im Lande. Mit Beute reich beladen verschwanden sie ebenso plötzlich, wie sie gekommen waren. Diesmal schützten die Sudeten die Illyrier westlich des Gebirges vor dem Schicksal ihrer schlesischen Blutsbrüder. Die skythischen Reiter scheuten sich, aus der schlesischen Ebene heraus in und über die Berge vorzudringen. Doch schon 100 Jahre später vernichtete ein dritter Feind den Rest des illyrischen Sudetenstaates. Von Westen her drangen um 400 v. Chr. Kelten nach Böhmen und Mähren ein und machten sich zu Herren der fruchtbaren Siedlungsgebiete dieser Länder. Ihnen waren die Sudeten kein Hindernis. Im gleichen Zuge stießen Vojer von Böhmen durch den Glazer Kessel nach Mittelschlesien, keltische Völker (Volcae) von Mähren und Oberschlesien vor. Wieder bildeten die Sudeten den Kern eines neuen einheitlichen Kulturgebietes. Nur Schlesien blieb ein Jahrhundert lang in zweier Herren Hand. Im Südwestteil herrschten Kelten, im Nordostteil Germanen. Letztere wanderten aber schon um 300 v. Chr. weiter südostwärts ins Skythenland und bis nach dem Schwarzen Meer, wo sie als erste Germanen im antiken Kulturkreis

erschiene. Die griechischen Historiker haben uns ihren Namen überliefert. Es waren die Basternen. Nach dem Abzug der Basternen aus Schlesien sind wieder alle Sudetenländer in einer Hand. An die Stelle des früheren illyrischen Kulturkreises ist ein einheitliches keltisches Kulturgebiet getreten.

Doch diese Keltenherrschaft sollte nicht annähernd solange Bestand haben wie das mehr als tausendjährige Reich der Illyrier. Kaleidoskopartig wechselt das Siedlungsbild in den Sudetenländern während der letzten fünfhundert Jahre vor Christus. Am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. schlagen neue Germanenwellen ins Land. Wieder branden sie von Norden her — von Nordjütland und der Odermündung — zuerst gegen Nieder- und Mittelschlesien. Der Kimbern und Teutonen konnten die mittelschlesischen Vojer noch Herr werden; sie drängten die germanischen Wanderer ab, so daß diese weiter nach Süden zogen und das römische Reich in seinen Grundfesten schwer erschütterten. Die den Kimbern auf dem Oderwege folgenden, ihnen stammesverwandten Wandalen hingegen besiegten die mittelschlesischen Vojer und setzten sich im nördlichen Schlesien und den östlich angrenzenden Ländern fest; um Christi Geburt fiel ihnen auch Oberschlesien zu. Westlich der Sudeten wiederum vertrieben westgermanische Markomannen und Quaden die Kelten aus ihren Sizen. Die Sudeten bilden jetzt zwar eine Grenze zwischen Ost- und Westgermanen, aber beide Stämme gehören zu derselben Germanenvolke, zu dem gleichen großen germanischen Kulturgebiet. Die Germanen waren die endgültigen Sieger in den langen, wechselvollen Kämpfen um die Sudetenländer. Die Erben des Illyrienlandes, die Kelten, mußten ihre Beute den Germanen abtreten, die nun eine fast so lange Herrschaft über die Sudetenländer ausübten wie die Illyrier und hier eine besonders hochstehende Kultur entwickelten. Das Jägerndorf-Troppauer Gebiet gehörte seiner Lage östlich der Sudeten entsprechend den Wandalen. Gräberfelder und Siedlungen in Wawrowitz, Stiebowitz, Katharein, Kreuzendorf, am Fuße der Schellenburg u. a. bezeugen dies mit aller Klarheit.

In den ersten nachchristlichen Jahrhunderten dehnte sich das Gesamt-siedlungsgebiet der Germanen weit nach Osten und Süden aus, bis über die Weichsel zur Ukraine und zum Schwarzen Meer, über die Karpathen bis nach Siebenbürgen. So rückte der germanische Sudetenkulturkreis fast in die Mitte der germanischen Welt. Weithin reichten die vielfachen Beziehungen germanischer Fürsten. Die einheimischen Erzzeugnisse germanischer Goldschmiede und Kunsthandwerker stehen in nichts den gleichzeitigen Arbeiten aus dem römischen Weltreich nach, wie die prachtvollen Beigaben aus den wandalischen Fürstengräbern von Sacrau bei Breslau so anschaulich bezeugen. Keine Macht der Welt hätte damals den Germanen ihren Besitz streitig machen können, so fest und sicher gefügt waren ihre Stammesfürstentümer. Selbst die kriegserprobten, wie eine Sturzflut von Osten hereinbrausenden Hunnen, von denen Spuren bis Schlesien (Grabfund von Höckricht, Kr. Ohlau; Bronzekessel von Bennisch im Troppaueschen) nachweisbar sind, konnten ihre großen militärischen Erfolge gegenüber den Germanen nicht auf die Dauer aufrechterhalten. Da brach zu Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. der Hauptteil der schlesischen Wandalen aus eigenem Entschluß

auf, verließ die dichtbesiedelte, in 500jährigem Schaffen zu hoher Kulturblüte gebrachte Heimat, um dem dahinsinkenden römischen Weltreich neue, reichere Lande abzugewinnen. Im heißen Klima des sonnigen Südens gingen diese Nordmannen zu Grunde, in ihre verlassene Heimat wanderten vom Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. ab allmählich Slawen aus dem Osten ein. In Böhmen und Mähren hielten sich die Westgermanen länger, aber auch hier wurde germanisches Land durch Auswanderung preisgegeben, auch hier siedelten sich Slawen an, welche die der Heimat treu gebliebenen germanischen Reste ebenso wie in Schlesiens allmählich auffogen.

In das Jägerndorf-Troppauer Gebiet scheinen nach den bisherigen Bodenfunden die Slawen erst sehr spät vorgedrungen zu sein. In den Kulturschichten der Burgen dieser Gegend finden sich, soweit ich sehe, nur Reste aus der Zeit der deutschen Kolonisation; allein auf dem Burgberg Gräz bei Troppau sind slawische Gefäßreste zutage gekommen, aber auch diese gehören schon dem 12. Jahrhundert an. Sonst sind hier an slawischen Funden nur noch Skelettgräber bei Kreuzendorf zu nennen. In den Niederungen Böhmens, Mährens und Schlesiens sind Funde aus slawischer Zeit nicht so selten. Aus ihnen geht hervor, daß die drei Sudetenländer nach der germanischen Abwanderung gleichermaßen von Slawen besetzt wurden. Zwar waren es verschiedene Stämme, die sich diesseits und jenseits des Gebirges niederließen, aber sie gehörten alle zur großen slawischen Völkerfamilie. Den einander ablösenden illyrischen, keltischen und germanischen Sudetenkulturreisen schließt sich also in frühgeschichtlicher Zeit ein slawischer an. Der Kulturnachlaß der Slawen ist ebenso einfach wie einförmig. Gegenüber den Resten der vorausgehenden germanischen Kultur fallen die primitiven slawischen Altsachen sehr stark ab. Der Kulturrückgang, den die Sudetenländer durch den germanischen Auszug und die slawische Landnahme erlitten, wurde erst wieder während der deutschen Kolonisation wettgemacht, als das Sudetengebiet dem deutschen Kulturkreis wieder angegliedert wurde.

Damit ist unser Gang durch die Vor- und Frühgeschichte der Sudetenländer beendet. Mit aller Klarheit trat uns die enge Verbundenheit von Böhmen, Mähren und Schlesiens während aller Vorzeitperioden entgegen, die auf eine starke Verknüpfung der Sudetenpässe von den frühesten Zeiten an schließen läßt. Die Sudeten haben nie als Trennungswand zwischen den Bewohnern diesseits und jenseits des Gebirges gewirkt. Im Gegenteil, die Gleichheit der Kulturen östlich und westlich der Berge und die Ausdehnung der Volksgebiete über die Gebirgskette hinweg bezeugen, daß die Sudeten vielmehr den Mittelpunkt, gleichsam das Rückgrat bildeten, um das sich die Sudetenländer zu einer festen Einheit zusammenschlossen. So verschieden auch die Völker waren, die nacheinander im Sudetengebiet siedelten, stets lebten diesseits wie jenseits der Sudeten zu gleicher Zeit auch Menschen gleichen Blutes.

Josef Pfilzner:

Schlesiens Geschichte und Schlesiens Name

Wer sich der Geschichte Schlesiens nähert, um in ihr einen Strahl- und Sammelpunkt weltgeschichtlicher Geschehnisse zu finden, wird sich bald enttäuscht von ihr abwenden. Ihm wird sich die sichere Erkenntnis einprägen, daß Schlesiens namentlich in der politischen Geschichte kaum jemals entscheidend eingegriffen, große Geschichte geformt und vollendet hat. Vielmehr fiel ihm die Rolle zu, mehr leidend als tätig die große Geschichte mitzuerleben, mehr Objekt denn Subjekt im Reiche der Politik, mehr Neben- denn Hauptland im Kreise der übrigen Nachbarlandschaften zu sein. Bei der Geschichte jenes Landes wird sich der

Druckfehler-Berichtigung

zum „Schlesischen Jahrbuch“ 6. Jahrgang 1933/34

Bei dem Aufsatz „Josef Pfilzner: Schlesiens Geschichte und Schlesiens Name“ auf Seite 21 muß es auf Zeile 9 von oben an Stelle jenes Landes „jedes Landes“ und auf Zeile 27 an Stelle Rältemesser „Kräftemesser“ heißen.

noch mehr: Schlesiens wird zum Barometer im Rältemessen zwischen diesen Staaten. Wer Schlesiens besitzt, ist der Sieger, der Mächtigere, wer Schlesiens verliert, der Unterlegene. Schlesiens wird so zum Gewichte, das zur Wiederherstellung gestörter Machtordnung in die Waagschale gelegt wird. Schlesiens trägt an diesem Schicksal seit der Stunde, da sich die staatsrechtlich chaotisch anmutenden Kleinformen zu größeren Machtverbänden zusammenschlossen. Darum jene ungezählten Brechungen und Umkehren, jenes Unruhevolle in seiner politischen Entwicklung, darum die Schwierigkeit, Grundlinien für diesen Geschichtsablauf aufzudecken.

Tritt man mit diesen Voraussetzungen an die schlesische Geschichte heran, dann ordnen sich die sonst notwendig als sinnlose Kleinformen

auf, verließ die dichtbesiedelte, in 500jährigem Schaffen zu hoher Kulturblüte gebrachte Heimat, um dem dahinsinkenden römischen Weltreich neue, reichere Lande abzugewinnen. Im heißen Klima des sonnigen Südens gingen diese Nordmannen zu Grunde, in ihre verlassene Heimat wanderten vom Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. ab allmählich Slawen aus dem Osten ein. In Böhmen und Mähren hielten sich die Westgermanen länger, aber auch hier wurde germanisches Land durch Auswanderung preisgegeben, auch hier siedelten sich Slawen an, welche die der Heimat treu gebliebenen germanischen Reste ebenso wie in Schlesiens allmählich auffogen.

In das Jägerndorf-Troppauer Gebiet scheinen nach den bisherigen Bodensunden die Slawen erst sehr spät vorgedrungen zu sein. In den Kulturschichten der Burgen dieser Gegend finden sich, soweit ich sehe, nur Reste aus der Zeit der deutschen Kolonisation; allein auf dem Burgberg Grätz bei Troppau sind slawische Gefäßreste zutage gekommen, aber auch diese gehören schon dem 12. Jahrhundert an. Sonst sind hier an slawischen Funden nur noch Skelettgräber bei Kreuzendorf zu nennen. In den Niederungen Böhmens, Mährens und Schlesiens sind Funde aus slawischer Zeit nicht so selten. Aus ihnen geht hervor, daß die drei Sudetenländer nach der germanischen Abwanderung gleichermaßen

den Bewohnern diesseits und jenseits des Gebirges gleich. Im Gegenteil, die Gleichheit der Kulturen östlich und westlich der Berge und die Ausdehnung der Volksgebiete über die Gebirgskette hinweg bezeugen, daß die Sudeten vielmehr den Mittelpunkt, gleichsam das Rückgrat bildeten, um das sich die Sudetenländer zu einer festen Einheit zusammenschlossen. So verschieden auch die Völker waren, die nacheinander im Sudetengebiet siedelten, stets lebten diesseits wie jenseits der Sudeten zu gleicher Zeit auch Menschen gleichen Blutes.

Josef Pfitzner:

Schlesiens Geschichte und Schlesiens Name

Wer sich der Geschichte Schlesiens nähert, um in ihr einen Strahl und Sammelpunkt weltgeschichtlicher Geschehnisse zu finden, wird sich bald enttäuscht von ihr abwenden. Ihm wird sich die sichere Erkenntnis einprägen, daß Schlesiens namentlich in der politischen Geschichte kaum jemals entscheidend eingegriffen, große Geschichte geformt und vollendet hat. Vielmehr fiel ihm die Rolle zu, mehr leidend als tätig die große Geschichte mitzuerleben, mehr Objekt denn Subjekt im Reiche der Politik, mehr Neben- denn Hauptland im Kreise der übrigen Nachbarnlandschaften zu sein. Bei der Geschichte jenes Landes wird sich der Historiker über die diesem Sachverhalt zugrunde liegenden Fragen zunächst ins klare kommen müssen, will er nicht Zerrbilder im Feststellen und Werten schaffen, nicht Nebensächliches als Wesen, nicht Kern als Schale ausgeben. Wem Heimatliebe den Blick soweit trübte, daß er diese Grundtatsachen übersehen würde, der hätte das Recht auf den Namen, Erforscher des Wesens geschichtlicher Erscheinungen zu sein, verwirkt, er begäbe sich freiwillig der vom Historiker unlöslichen Verpflichtung, Begleiter und Warner im Völkerleben zu sein. Schlesiens hat niemals den Rang, Kernland eines Großreiches zu sein, besessen. Die politischen Kernlandschaften, verkörpert durch Mittelpunkte wie Prag — Posen (Kraakau), wie Wien — Berlin, gelegentlich Budapest, rechneten mit Schlesiens stets als Nebenland. Trotz dieser notwendig festzustellenden, nie verwischbaren negativen Seiten schlesischer Geschichte entbehrt sie für den allgemeinen Historiker nicht jenes besonderen Reizes, der sich als Rehrseite dieses Negativums zwangsläufig ergibt: Schlesiens spiegelt wie kaum ein anderes ostdeutsches Land in seinem geschichtlichen Leben die Machtkämpfe der benachbarten Reiche wider, ja noch mehr: Schlesiens wird zum Barometer im Kältemessen zwischen diesen Staaten. Wer Schlesiens besitzt, ist der Sieger, der Mächtigere, wer Schlesiens verliert, der Unterlegene. Schlesiens wird so zum Gewicht, das zur Wiederherstellung gestörter Machtordnung in die Waagschale gelegt wird. Schlesiens trägt an diesem Schicksal seit der Stunde, da sich die staatsrechtlich chaotisch anmutenden Kleinformen zu größeren Machtverbänden zusammenfügten. Darum jene ungezählten Brechungen und Umkehren, jenes Unruhevolle in seiner politischen Entwicklung, darum die Schwierigkeit, Grundlinien für diesen Geschichtsablauf aufzudecken.

Eritt man mit diesen Voraussetzungen an die schlesische Geschichte heran, dann ordnen sich die sonst notwendig als sinnlose Kleinformen

und weissenlose Sondervorgänge erscheinenden Einzelheiten in einen größeren Zusammenhang ein. Bei dem Versuche nun, Haupttendenzen dieser Entwicklung möglichst sinnfällig zu kennzeichnen, bietet sich ein für Schlesiens Geschichte ebenso bezeichnender wie sicherer Führer an: der Name Schlesien selbst. Mit diesem Namen hat es seine besondere Verwandtschaft. Seine nationale Zugehörigkeit ist umstritten. Während deutsche Philologen und Historiker den Namen von dem eines germanischen Stammes, der in Mittelschlesien einst sesshaften Silingen, ableiten, bemüht man sich namentlich von polnischer Seite immer noch darum, den Namen auf eine slawische Wortwurzel zurückzuführen. Alle Zeugnisse der Ethnologie, der Sprachwissenschaft und allgemeine Erwägungen sprechen jedoch eindeutig für die Zugehörigkeit dieses Namens zum germanisch-deutschen Sprachgute. Wie Böhmen seinen Namen von den keltischen Bojern erhielt, so Schlesien nach den germanischen Silingen. Die Geschichte des deutschen Schlesiens beginnt demnach mit der Geschichte der Germanen im Odergebiete, die bis ins 5./6. nachchristliche Jahrhundert nachweisbar sind. Als dann im 6. Jahrhundert die Slawen sich vom Osten westwärts schoben, übernahmen sie diesen nur am Gebiete um den Zobten und um Breslau haftenden Namen und bezeichneten damit einen kleinen slawischen Stamm, den der Sclenane, dem sich als weitere die Boborane, Trebovane, Dpolini und Golenfici hinzugesellten. Von einem den gesamten oberen Odergebiet umspannenden Schlesien war in dieser frühslawischen Stammeszeit noch keine Rede. Im 10. Jahrhundert erst entschied sich für alle Folgezeit das politische Schicksal Schlesiens. In diesem Jahrhunderte verfesteten sich endgültig die slawischen Kleinstämme des Weichsels, Oder- und Sudetenraumes zu zwei größeren westslawischen Einheitsreichen: dem böhmischen und polnischen. Keines von beiden aber hatte seinen politischen Schwerpunkt in Schlesien. Für Böhmen erlangte alsbald das Gebiet um Prag die Rolle des Kerngebietes, in Polen ganz ähnlich das großpolnische Land um Posen — Gnesen. Das Odergebiet aber lag zwischen beiden Kraftmittelpunkten und erlebte daher alsbald die politischen Einwirkungen von beiden Seiten. Ethnisch konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß der Odergebiet zu Polen gehörte. Unsicherheit ergab sich allein im Gebiete der Golenfici, d. h. im Gebiete des späteren Troppau-Teschen-Natiborer Landes, wo mährisch-tschechische und polnische Dialektbereiche zusammentrafen und Mischmundarten erzeugten. Mit der politischen Zugehörigkeit des Odergebietes zu Polen fanden sich offenbar die Tschechen nicht friedlich ab. Schon für das 10. Jahrhundert ist daher mit einem Wechsel in der staatsrechtlichen Zugehörigkeit Schlesiens zu rechnen. Entscheidend für seine weitere Entwicklung wurde jedoch, daß es im Jahre 1000 zu Polen gehörte und damit an allem teilnahm, was gerade in jenem Augenblicke an grundlegend Neuem und für viele Jahrhunderte Gültigem geschaffen wurde. Schicksalhaft weitete sich namentlich die Gründung eines eigenen Bistums für den oberen Odergebiet im Rahmen der gesamt-polnischen, der Gnesener Kirchenprovinz aus. Damit wurde ein einheitliches Band um diesen Raum gelegt, das alsbald durch eine besondere weltliche Verwaltungsgrenze noch eine nachdrückliche Verstärkung erfuhr. Breslau aber wurde der Mittelpunkt dieser polnischen Oderprovinz. Damit waren wesentliche Voraussetzungen dafür ge-

schaffen, daß nunmehr dieses Oderland als Nebenland im Rahmen Polens zu einem eigenen Stammesgebiet zusammenwuchs, daß die einzelnen Kleinstämme in einem Großstamme aufgehen. Das fand alsbald seinen Ausdruck in einem Bedeutungswandel des Namens Schlesien. Denn seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts erweitert sich der Geltungsbereich des Namens Schlesien vom Zobten-Breslauer Gebiet auf das Gesamtgebiet der Breslauer Diözese einschließlich des Golenficer oder, wie es in tschechischer Lautung heißt, des Holsatzer Gebiets. Läuft auch nebenher die Bezeichnung Breslauer Land für den Gesamtgebiet mit einher — es kündigt sich darin schon die überragende Bedeutung dieses politisch-kirchlich-wirtschaftlichen Mittelpunktes für das gesamte Schlesien an —, so überwiegt doch im 11. Jahrhundert zunehmend der Name Schlesien, der auch im 12. Jahrhundert sicher diese Bedeutung beibehält.

Eine räumliche Einbuße hatte er freilich in der Zwischenzeit erlitten. Sie deutet auf eine Machtausdehnung zwischen Böhmen und Polen hin. Bretislav von Böhmen hatte sie durch seinen bekannten Feldzug von 1038/39, der ihn bis Gnesen führte, herausbeschworen. Zum Zeichen seines Sieges hatte er ganz Schlesien für kurze Zeit an sich gerissen. Als er es bald darauf wieder an Polen verlor, erhielt er doch das Gebiet der Holsatzer Provinz, von dem 1109 Boleslaw Schiefmund nur das Natiborer Gebiet zurückzuerwerben vermochte. Damit war eine bedeutsame Lücke in die schlesische Südfront gebrochen. Ganz eigenartig verzahnte sich seitdem böhmisches und polnisches Staatsgebiet. Während das Gebiet des Breslauer Bistumslandes, Natibor und Teschen zu Polen gehörten, verblieb das Gebiet von Troppau und Sägersdorf bei Böhmen. Auch diesem Vorgange trug der Name Schlesien Rechnung. Denn nunmehr war das Troppauer Land, die provincia Golasicensis im engeren Sinne, aus Schlesien-Polen staatsrechtlich ausgeschieden und Mähren-Böhmen angeschlossen worden. Das Troppauer Land erlebte von da ab nicht nur mährisches politisches Schicksal, sondern der Name Mähren dehnte sich nordwärts des Gesenkes auch auf dieses aus. So legte sich mitten durch ehemals schlesisches Gebiet zum ersten Male eine Staatsgrenze. Zugleich wurde das Troppauer Land zu dem 1063 gegründeten Olmüzer Bistum geschlagen. Waren damit wesentliche Verbindungsfäden zum übrigen Schlesien zerschnitten worden, so war ebenso klar, daß das Troppauer Gebiet, das Oppaland im Rahmen des böhmischen Staates wieder nur einen peripheren Bezirk darstellte, der demnach hier die gleiche Rolle spielte wie Schlesien im Rahmen Polens.

Wie allenthalben in Mitteleuropa setzt auch in Schlesien während des 13. Jahrhunderts ein grundlegender Wandel ein, der hier aufs engste mit den nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Umschichtungen im Gefolge der ostdeutschen Kolonisation zusammenhängt. Verstärkt wurde dieser grundsätzliche Umbruch durch politische Ereignisse, die ihren Ursprung in Vorgängen innerhalb der Przemysliden- und Piastendynastie hatten. Entsprechend dem allenthalben im Abendlande verbreiteten Satze des fürstlichen Thronfolgerechtes, daß jeder männliche, später auch weibliche Sproß der Dynastie ein Anrecht auf ein Stück Staatsboden besaß, zerfiel

der polnische, teilweise auch der böhmische Staat in eine Reihe von Sonderfürstentümern. Und das wurde für Schlesien 1138/63 von weittragenden Folgen. Seit dieser Zeit zerfiel Schlesien in eine mit fortschreitender Zeit immer stärker zunehmende Zahl von Sonderfürstentümern, was sich überdies mit der immer deutlicher werdenden politischen Lösung von Polen verknüpfte. Der politische Begriff Polen, der doch auch Schlesien umschloß, verlor 1202 seine Geltung. Wie wirkte sich all dies im Schicksale des Namens Schlesien aus? Am wenigsten dort, von woher das schlesische Land die stärkste Umgestaltung erfuhr: bei der ostdeutschen Kolonisation. Gerade diese Volks- und Kulturbewegung größten Ausmaßes schuf erst den deutschen schlesischen Stamm, dessen Grenzen weit das engere obere Odergebiet trotz Gebirgen und politischen Linien überschreiten und sich namentlich nach Nordmähren und Nordostböhmen erstrecken. Und doch ist es im 13. und 14. Jahrhundert nicht dazu gekommen, diese Gebiete unter dem Begriff Schlesien mitzuverstehen. Bedurfte es eines Beweises für den völlig unpolitischen Charakter der ostdeutschen Kolonisation in diesen Gebieten, er läge hier zum Greifen nahe. Dafür spiegelte sich die territoriale Aufspaltung Schlesiens in der Bedeutungsentwicklung des Namens sofort wider. Denn nunmehr löste sich zum ersten Male in der bezeugten Geschichte Gesamtschlesiens Oberschlesien als Herzogtum Oppeln von Mittel- und Niederschlesien los. Der Name Schlesien bezog sich jetzt nur auf diese beiden Gebiete, erlitt also im Vergleiche zum 12. Jahrhundert eine wesentliche räumliche Bedeutungsverengung. Noch bis in das zweite Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts hielt der Name Schlesien als Gesamtbezeichnung vor, erst dann verlor er in Oppeln seine Kraft. Damit setzte jene Zweiteilung in der gesamtschlesischen Entwicklung ein, die bis zur Gegenwart nicht überwunden worden ist.

Blieb inzwischen das Troppauer Land von all diesen Vorgängen unberührt? Auch hier machen sich Selbstständigkeitsbestrebungen gegenüber Mähren geltend, die hier namentlich durch die deutsche Kolonisation verstärkt wurden. Denn das inzwischen in der Stadt Troppau seinen Schwerpunkt besitzende Oppaland stieg im 13. Jahrhundert staatsrechtlich deswegen empor, weil ein unehelicher, aber dann legitimierter Sproß Ottokars II. versorgt werden mußte. Bezeichnend für die Bewertung Troppaus innerhalb des böhmischen Staates, daß man diesen Prinzen mit diesem Außenrandgebiete abfertigte. Aber von da ab war es nur ein kleiner Schritt zur Selbstständigkeit, der 1318 endgültig getan wurde: Troppau wurde ein Herzogtum und löste sich als solches von Mähren los. Oder mit anderen Worten: Zwischen Schlesien (Oppeln) und Mähren wuchs ein drittes, politisch gesondertes Gebilde: das Herzogtum Troppau empor. Bei Mähren verblieb bis in die jüngste Zeit nur ein Gebiet: das Olmüzer Bistumsland, namentlich das an das spätere Preussisch-Schlesien grenzende Hogenpöcker Ländchen. Während nunmehr Böhmen und Mähren sich im wesentlichen von dem jedem Einheitsstaate den Untergang bereitenden Thronfolgerechte loszumachen verstanden, hielten die Przemysliden Troppaus an diesem, fürstlichem Eigennutze entsprechenden Nachfolgegrundsatz fest, so daß das ohnedies kleine Herzogtum in der Folge noch geteilt wurde. Rein äußerlich glich damit das Troppauer Herzogtum eher den schlesischen Sonderfürstentümern als den

Ländern der böhmischen Krone. Im Gegenteil, innerhalb der böhmischen Kronländer stellte es zunächst eine bedeutsame Anomalie dar.

Es wurde aus dieser Vereinzelung jedoch alsbald erlöst. Denn ungefähr zur gleichen Zeit wuchs der böhmische Einfluß im Oderraume so mächtig an, daß die inzwischen zum größten Teil deutsch gewordenen Piastenfürstentümer sich staatsrechtlich Böhmen angeschlossen. Die Jahre 1289, 1327/29 und 1335/39 bezeichnen diesen für die deutsche Ostgeschichte ebenso wichtigen Vorgang wie für die Geschichte Böhmens und Polens. Für Gesamtschlesien folgte daraus, daß nunmehr die Staatsgrenze, die das Troppauer Herzogtum vom Herzogtum Oppeln getrennt hatte, zu einer innerstaatlichen, territorialen Grenze wurde. Die Lage des Jahres 1000 kehrte mit verkehrten Vorzeichen für Schlesien wieder. Der gesamte obere Oderraum gehörte wieder zu einem Staatswesen, diesmal freilich zu Böhmen, und bekam damit Gelegenheit, eine Einheit zu bilden. Dem Namen Schlesien winkte damit die Aussicht, wieder den Geltungsbereich des beginnenden 11. Jahrhunderts zurückzugewinnen. Ehe diese räumliche Erweiterung zustande kam, verging freilich noch geraume Zeit. Wohl begegnet 1327 plötzlich einmal für den Herzog von Oppeln der Titel: Herzog von Schlesien und Herr von Oppeln, der sichtbarste Ausdruck dafür, daß jene zu Beginn des 13. Jahrhunderts fest gewordene Trennung zwischen Oppeln und dem übrigen Schlesien als überlebt empfunden wurde. Aber es rückte erst die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts und das 15. heran, ehe der Gebrauch des Namens Schlesien für die Herzogtümer Oppeln, Falkenberg, Ratibor, Bentzen, Teschen, Aufschwitz-Zator ein allgemeiner wurde.

Von besonderem Interesse ist es jedoch zu verfolgen, wie sich der Name Schlesien auf jenes Gebiet ausdehnte, das ihn von allen schlesischen Landschaften am längsten verloren hatte: auf das Troppau-Jägerndorfer Gebiet. Hier kommt alsbald eine merkwürdige Zweiteilung zum Vorschein. Die Herzöge von Troppau und Jägerndorf hielten sich in politischen, gesellschaftlichen und anderen Angelegenheiten zu ihren schlesischen Standesgenossen, die am Breslauer Fürstentag sich zu versammeln pflegten. Die Troppauer Przemysliden faßten darüber hinaus durch Erbgang und andere Mittel in Schlesien, namentlich im Ratiborer Gebiete, festen Fuß, so daß die haltenden Bande alsbald sehr enge wurden. Dieser Zug der Troppauer und Jägerndorfer Herzöge nach Breslau im 14.—16. Jahrhundert steht jedoch in bemerkenswertem Gegensatze zum Verhalten der Troppauer, meist tschechischen Stände, die sich zu Mähren hielten, daher auch den mährischen Landtag besuchten und die Zahlung der vom Breslauer Fürstentag veranschlagten Steuern verweigerten. Dennoch nannten sich die Troppauer und Jägerndorfer Herzöge schlesische Fürsten, so daß die Geltung des Namens Schlesien auch für diese Fürstentümer seit dem 15. Jahrhundert feststand. Obwohl namentlich Matthias Corvinus einen energischen Vorstoß im Sinne der Einigung und Vereinheitlichung Schlesiens unternahm und in diesem Zusammenhange 1480 einen schlesischen Fürstentag nach Troppau einberief, erlosch doch der Streit im Schoße des Troppauer Herzogtums um die Zugehörigkeit zu Mähren oder Schlesien bis ins 17. Jahrhundert nicht ganz. Im Jägerndorfer Fürstentum kam dieses Schwanken deswegen rascher zu einem für Schlesien günstigen Ende, weil hier die Stände deutsch waren und die Hohenzollern dieses

Gebiet 1523 erwarben. Übrigens fühlte sich auch der mit Troppau und Jägerndorf nach Niederwerfung des böhmischen Aufstandes belohnte Fürst Lichtenstein als schlesischer Fürst. Daß Schlessien während des 16. Jahrhunderts eine wesens- und lebensvollere Einheit wurde, war auch den Vereinheitlichungsbestrebungen der Habsburger zu danken, die keine Gelegenheit vorübergehen ließen, um schlesische Fürstentümer zugunsten der Krone einzuziehen. Für all diese unmittelbar der Krone unterstehenden Gebiete wurde dann ein königlicher oberster Hauptmann in Breslau eingesetzt, dem das Oberamt unterstand. Für die Festigkeit des Namens spricht übrigens noch eine andere Erscheinung. Es zeigt sich nämlich, daß das alte Herzogtum Oppeln doch irgendwie eine Sonderstellung innerhalb Gesamtschlesiens angestrebt hat. Jedenfalls begegnen seit dem 15. Jahrhundert die Namen Nieder- und Oberschlessien, wobei zu Oberschlessien auch die Herzogtümer Troppau und Jägerndorf gezählt wurden. Übrigens trug Matthias Corvinus auch dieser Entwicklung Rechnung und setzte einen Hauptmann für Oberschlessien ein.

War damit trotz allem eine erhebliche Einheitlichkeit erzielt und hatte so der Name Schlessien wieder seinen alten Geltungsbereich erlangt, so brachte das Jahr 1742 eine um so plötzlichere Wendung. Wieder wie schon so oft lag Schlessien eingeklemmt zwischen zwei um den Vorrang ringenden Mächten, die ihre Kernländer fern von Schlessien besaßen. Böhmen und Polen waren durch Habsburger und Hohenzollern abgelöst worden. Schlesiens Erwerb erschien namentlich dem machtpolitisch aufstrebenden Preußen das sicherste Unterpfand seiner Großmachstellung. Schlessien erlebte in den schlesischen Kriegen geradezu weltgeschichtliche Tage, aber leidend, nicht tätig. Die Art, wie nunmehr 1742 über Schlessien beschlossen wurde, entsprach ganz der Fürsten- und Kabinettspolitik des 18. Jahrhunderts, bei der machtpolitische Erwägungen alles, wirtschaftliche, ethnische oder geschichtliche Gründe nichts bedeuteten. Das Land wurde daher in zwei unorganische, ungleiche Hälften auseinandergeschnitten. Ein Teil des Breslauer Bistumslandes, das Jägerndorf-Troppau-Teschener Gebiet, blieb bei Österreich, alles übrige fiel an das siegreiche Preußen. Dieser gewaltsame politische Eingriff bedeutete, daß nunmehr wieder eine Staatsgrenze mitten durch das schlesische Land lief, woran die Tatsache der Zugehörigkeit Preußens wie Österreichs zum Deutschen Reich wenig änderte. Der Name Schlessien aber überdauerte diesmal den Bruch, nicht ohne durch entsprechende Beiworte dem Neuen Rechnung zu tragen. So bürgerte sich für den preußischen Anteil Preussisch-Schlessien, für den österreichischen zunächst Böhmischeschlessien, aber noch im 18. und dann namentlich im 19. Jahrhundert ganz entsprechend dem habsburgischen Zentralismus Österreichisch-Schlessien ein, Namen, die wie die Sache bis 1918 Geltung behielten.

Innerhalb dieser beiden Teile traten allerdings alsbald wieder Erscheinungen auf, die in früheren Vorgängen ihre Seitenstücke besaßen und die geeignet gewesen wären, den Geltungsbereich des Namens Schlessien wieder einschrumpfen zu lassen. Während die preussischen Einigungsbestrebungen den verwaltungsmäßigen Unterschied zwischen Ober- und Niederschlessien beseitigten — freilich erhielten sich beide Namen als Landschaftsnamen weiter —, vereinte Josef II. Schlessien mit Mähren, aber so, daß im Namen der gemeinsamen Landesregierung Schlessien

nicht unterdrückt wurde. Erst 1848 bekam dann Österreich-Schlessien als besonderes Kronland mit dem Namen Herzogtum Schlessien eine getrennte Landesregierung, die bis 1928 bestanden hat.

Das Jahr 1918 brachte den Zerfall Österreichs und die Gründung der Tschechoslowakischen Republik, zu der Österreich-Schlessien samt dem durch den Versailler Vertrag von Preussisch-Schlessien losgelösten Gutschiner Ländchen geschlagen wurde. Man begann daher jetzt von einem Tschechoslowakisch-Schlessien, aber auch von Sudeten-Schlessien und vom Oppaland zu sprechen. Grundlegende Änderungen gingen in Preussisch-Schlessien vor sich. Ein erheblicher Teil Oberschlesiens fiel an Polen, so daß sich also an dieser Stelle eine zweite Staatsgrenze durch den alten schlesischen Raum legte. Man spricht seither von einem bei Deutschland verbliebenen Westoberschlessien und von Ostoberschlessien. Zu diesem zählt übrigens auch die von der Tschechoslowakei an Polen abgetretene Osthälfte des Teschener Landes. Damit ist das bisher in der schlesischen Geschichte noch nicht beobachtete Neue geschaffen worden: daß es drei verschiedenen Staaten zugehört. Zu allem kam noch hinzu, daß Preussisch-Schlessien nach dem Kriege verwaltungsmäßig in zwei Provinzen: Nieder- und Oberschlessien, aufgeteilt wurde, während das in der Schulgeographie in ein West- und Ostschlessien aufgeteilte tschechoslowakische Schlessien 1928 ähnlich wie zu Josefs II. Zeit mit Mähren zu einem neuen Lande Mähren-Schlessien verwaltungsmäßig vereint wurde.

All den bisher in buntester Fülle aufgetauchten Namen für Schlessien war letztlich eines gemeinsam: sie entsprangen politischen Vorgängen oder geographischen Gegebenheiten. Da bescherte die Nachkriegszeit eine neue, fern von aller Politik stehende volksmäßige und volkstümliche Bewegung in der schlesischen Stammesbewegung, die nicht an politische Tatbestände, sondern an das volks- und stammesmäßige Ergebnis der mittelalterlichen deutschen Kolonisation anknüpft. Damals wuchs über die politischen Grenzen hinweg, aus den verschiedensten Sonderteilen altdeutscher Stämme ein schlesischer, deutscher Neustamm heraus, ohne daß der Name Schlessien ihn in all seinen Teilen umspannt hätte. Vielmehr umfaßten Begriffe von Territorien wie Böhmen, Mähren, Lausitz, Schlessien dieses über die Gebirge hinweggreifende Gebiet. Die Gegenwart erst bemüht sich, jene alten siedlungs-, bluts- und geistesmäßigen Zusammenhänge den Beteiligten wieder ins Bewußtsein überzuführen und dieses Streben durch den neuen Namen: Schlesischer Stammesraum oder großschlesischer Raum zu versinnbildlichen. So schließt sich durch dieses Anknüpfen an die Vorgänge des 13. und 14. Jahrhunderts diese Kette restlos zugunsten einer auf natürlichen Grundverhältnissen aufbauenden, neuen, unpolitischen Ganzheit.



Leo Santifaller:

Kirche und Staat im gesamtschlesischen Raume

Der gesamtschlesische Raum ist bekanntlich keine staatliche und keine kirchliche Einheit — er ist vielmehr ein völkisches Gebilde¹⁾, seit dem 13. Jahrhundert erwachsen aus der großen nationalen Siedlungstat der ostdeutschen Kolonisation.

Staatlich²⁾ ist der gesamtschlesische Raum schon seit alten Zeiten in zwei bzw. drei Teile zerpalten und heute sind es das Deutsche Reich bzw. Preußen, die Tschechoslowakei (Böhmen-Mähren) und Polen, die sich in diesen Raum teilen; Preussisch-Schlesien aber nimmt dabei sowohl in Hinsicht seiner zentralen Lage, wie auch seiner Ausdehnung die erste Stelle ein.

Kirchlich ist der gesamtschlesische Raum noch uneinheitlicher als staatlich; und wenn wir in staatlicher Hinsicht von zwei bzw. drei Teilen sprechen konnten, so sind es kirchlich drei bis fünf Metropolen und mehr als ein halbes Duzend Diözesen, die unter sich Gesamtschlesien teilten bzw. teilen. Auch in kirchlicher Hinsicht nimmt Preussisch-Schlesien bzw. die Breslauer Diözese die erste Stelle ein, denn sie umfaßt weitaus den größten Teil Gesamtschlesiens und unter allen den vielen Diözesen, die in den gesamtschlesischen Raum hineinragen, hat die Breslauer Diözese als einzige den Sitz ihres Bischofs im Inneren des Raumes, während die übrigen Bischofsitze hart an der Grenze (Olmütz, Ratibowitz) oder gar außerhalb des gesamtschlesischen Raumes (Prag, Posen, Krakau) liegen.

¹⁾ Über den gesamtschlesischen Raum vgl. die verschiedenen Aufsätze im „Schlesischen Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume“ Jahrgang 1—5, 1928—1933; insbesondere Rubin S., „Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamtschlesischen Raume“ im Schlesischen Jahrbuch 3, 1930, 70—87, und der ohne Namen erschienene Aufsatz „Das Neustammland Schlesien“ im Schlesischen Jahrbuch 5, 1933, 11—53. — Wichtig und grundlegend für alle Arbeiten über den gesamtschlesischen Raum wäre die Herstellung einer Karte dieses Raumes.

²⁾ Über die politische und Staatengeschichte im gesamtschlesischen Raume gibt es eine umfangreiche Literatur sowohl auf deutscher wie auf tschechischer und polnischer Seite. Vgl. etwa die Zusammenfassungen von Seppelt und Ziefursch in der von Frech und Kamper herausgegebenen Schlesischen Landeskunde 1913; ferner die bereits angegebenen Aufsätze im Schlesischen Jahrbuch; neuerdings zwei ausgezeichnete Arbeiten von J. Pfister, Die Geschichte der Sudetendeutschen in „Vergangenheit und Gegenwart“ 23, 1933, 185—204, 269—288, und S. Rubin, Die Ostgrenze des alten deutschen Reiches in „Historische Vierteljahrschrift“ 28, 1933, 225—272.

Eine Diözesan- bzw. Kirchengeschichte des gesamtschlesischen Raumes gibt es nicht — wir besitzen nicht einmal modernen Ansprüchen genügende Gesamtgeschichten der einzelnen Diözesen³⁾ — für beides sind erst noch zahlreiche Vorarbeiten und Sonderuntersuchungen in der verschiedensten Richtung auszuführen.

Im Folgenden möchte ich ein Kapitel aus der Kirchengeschichte des gesamtschlesischen Raumes herausgreifen, und zwar das Kapitel „Kirche und Staat“. Auch dabei ist es nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung nicht möglich, Abschließendes und Erschöpfendes zu geben — einige Striche und Problemstellungen müssen genügen. Wir werden dabei so vorgehen, daß wir zunächst fragen, wie es gewesen und geworden ist, und dann unser Augenmerk darauf richten, festzustellen, ob sich bestimmte Besonderheiten und Gemeinsamkeiten des gesamtschlesischen Raumes ergeben.

Am Anfang einer jeden Kirchen- und Diözesangeschichte muß ganz naturgemäß die Geschichte der Missionierung und der Christianisierung des betreffenden Gebietes stehen. Die Christianisierung eines Landes kann im Gegensatz zum Staat erfolgen, sie kann zwar unabhängig vom Staate aber doch unter seiner Duldung durchgeführt werden, und sie kann schließlich im engsten Zusammenhang mit dem Staate erfolgen, ja so, daß nicht mehr die Kirche, sondern geradezu der Staat das führende Element ist. Die letztgenannten Fälle treffen zu bei der Missionierung des gesamtschlesischen Raumes — und so bildet den Beginn der Erörterung des Verhältnisses von Kirche und Staat zugleich die Erörterung der Missionierung Gesamtschlesiens.

Die Christianisierung des Ostens⁴⁾ steht im engsten Zusammenhang mit der Ostpolitik der fränkischen und deutschen Herrscher und mit der staatlichen Organisation des Ostlandes. Alle Eroberungspolitik eines christlichen Staates im frühen Mittelalter gegenüber den Heiden war durchaus verbunden mit Christianisierung. Eine Eroberung heidnischen Gebietes ohne gleichzeitige Christianisierung war im Sinne der Zeit undenkbar. Staatliche und kirchliche Organisation mußten daher Hand in Hand gehen. Und um die kirchliche Organisation durchführen

³⁾ Für die Geschichte der kirchlichen Verhältnisse im gesamtschlesischen Raume bis in die Gegenwart sei verwiesen auf die zum Teil sehr guten und mit mehr oder weniger umfänglichen Literaturangaben versehenen Aufsätze in „Religion in Geschichte und Gegenwart“ 1–5 (1927–31) und im Lexikon für Theologie und Kirche 1–5 (1930–33) (hier auch Kartenbeilagen). — Für Breslau im besonderen vgl.: Pfibner J., „Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes“ 1, 1926; Seppelt, Fr. X., „Geschichte des Bistums Breslau“ (Real-Handbuch des Bistums Breslau I) 1928. Über die Bistumsgrenzen vgl. Jungnib, J., „Die Grenzen des Breslauer Bistums in Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte“ 3 (1907) 1–18, und Seppelt im Lexikon für Theologie und Kirche 2 (1931), Sp. 544–47, beide mit Karte.

⁴⁾ Vgl. darüber insbesondere die verschiedenen grundlegenden Ausführungen von A. Brackmann, so „Die Ostpolitik Ottos des Großen“ in Histor. Zeitsch. 134, 1926, 242–256; ferner „Der Streit um die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters“ in Velhagen und Klafings Monatsheften 1928 Juni, Seite 443–449; ferner „Die Anfänge der Slavenmission und die Renovatio imperii des Jahres 800“ in Sitzungsberichte der Preuss. Akad. d. Wissensch. phil.-hist. Kl. 1931 IX; neuerdings Aubin H., Die Ostgrenze usw. insbes. S. 228 ff.

zu können, mußten die Herrscher die Verbindung mit dem Haupte der Kirche, mit dem römischen Papste, suchen — nur mit Hilfe des Papstes war es möglich, Kirchenprovinzen zu errichten.

Karl der Große hat sein Augenmerk vor allem dem Südosten des Reiches zugewandt; dort entstand unter ihm die Metropole Salzburg, als ein Bollwerk deutscher und christlicher Kultur. Hundertfünfzig Jahre später hat ein anderer großer Herrscher des Mittelalters, Otto der Große, die Bestrebungen Karls des Großen im Nordosten des Reiches erfolgreich weitergeführt. Dort konnte Otto endlich nach jahrzehntelangen Bemühungen mit Hilfe des Papstes die Metropole Magdeburg als Zentrum und Stützpunkt der Germanisierung und Christianisierung für den Nordosten errichten. Freilich gelang es Otto nicht, alle seine Pläne und Absichten zu verwirklichen. Otto wollte Magdeburg als Metropole für die ganze auch noch zu unterwerfende Slawenwelt gegründet wissen — der Papst aber war dagegen und schränkte den Umfang des neuen Erzbistums auf die bereits 968 dem Deutschen Reiche unterworfenen Slawengebiete ein. Und im Verfolg dieser päpstlichen Politik, die wohl die Christianisierung, nicht aber gleichzeitig die Einverleibung der weiteren Ostgebiete ins Deutsche Reich wünschte, lag die bald darauf durchgeführte Errichtung des polnischen Bistums Posen, wohl unabhängig von der deutschen Metropole Magdeburg und dann um das Jahr 1000 die Errichtung der polnischen Metropole Gnesen und damit die völlig selbständige Organisation der polnischen Kirche. Damit war aber nicht nur der weiteren Ausdehnung der deutschen Kirche, sondern auch der weiteren Ausdehnung des Deutschen Reiches nach Osten für immer ein Kiegel vorgeschoben. Magdeburg selbst hat noch von sich aus versucht, mit Hilfe von Urkundenfälschungen sich den von Otto I. vorgezeichneten Weg nach dem Osten zu bahnen — ähnlich wie Pilgrim von Passau im Südosten — aber es war vergeblich⁵⁾.

So wurde die päpstliche Gründungsurkunde für Magdeburg vom 12. Februar 968 entscheidend für die Entwicklung der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse auch im zukünftigen gesamtschlesischen Raum.

Die Christianisierung Gesamtschlesiens erfolgte nunmehr nur zu einem geringen Teile unmittelbar von Deutschland aus, und zwar in der Lausitz durch das unter der Magdeburger Metropole stehende Bistum Meissen.

Im übrigen, d. h. also im Hauptteile des gesamtschlesischen Raumes, kam das Christentum von Böhmen her, von Prag. Freilich ist das Christentum Böhmens in dieser Zeit (10. Jahrhundert) von Deutschland herübergekommen, und zwar zunächst von Regensburg.

Böhmen dehnte sich seit Anfang des 10. Jahrhunderts im Norden bis an die Oder aus; Breslau war in dieser Zeit vom Böhmenherzog gegründet worden (921).

⁵⁾ Vgl. Kehr P., Das Erzbistum Magdeburg und die erste Organisation der christlichen Kirche in Polen in Abhandl. der Preuss. Akad. d. Wissensch. phil.-hist. Kl. 1920, Nr. 1, insbes. S. 47 ff.; Brackmann, Die Ostpolitik Ottos d. Großen S. 254 ff.

In Prag wurde 973 ein Bistum für den Bereich Böhmens errichtet und der Metropole Mainz unterstellt. Und als im Jahre 1063 für Mähren ein eigenes Bistum in Olmütz begründet und dieses bis dahin zur Diözese Prag gehörige Gebiet von diesem losgelöst wurde, blieb auch Olmütz Suffragan von Mainz; die beiden böhmisch-mährischen Bistümer waren also Glieder der deutschen Kirche.

Anders in Polen^{*)}; zwar kam auch hier das Christentum von Böhmen her. Mitte der sechziger Jahre des 10. Jahrhunderts ist Misko I. zum Christentum übergetreten, und es ist gewiß, daß im Zusammenhang der Befehrung Miskos bereits ein Bischof nach Polen gekommen ist. Näheres über die rechtliche Stellung dieses Bischofs wissen wir nicht — sicherlich ist aber aus dem Amtsgebiete dieses ersten Bischofs in Polen das Bistum Posen entstanden. Und dieses polnische Bistum hat wahrscheinlich niemals Magdeburg bzw. einer deutschen Metropole, so wie Prag, unterstanden — und wenn, dann hat eine solche Unterstellung nur kurze Zeit gedauert und keine nachhaltigen Folgen hinterlassen^{*)}.

So hängen Kirche und Staat schon in den ältesten Zeiten gesamtschlesischer Geschichte auf das engste zusammen. Die kirchlichen Grenzen fallen in dieser Zeit in der Hauptsache mit den staatlichen Grenzen zusammen: der böhmische Sprengel des Prager Bischofs reicht daher bis an die böhmische Grenze, an die Oder, und jenseits der Oder beginnt der Herrschaftsbereich des Polenherzogs und damit auch der Amtssprengel des polnischen Bischofs.

Noch vor dem Jahre 1000 haben die polnischen Herrscher Misko I. und dann Boleslav Chrobry (992—1025) die Grenzen ihres Reiches erweitert und sie im Süden von der Oder in das böhmische Gebirge vorgeschoben; damit wurde, von einer kurzen Änderung unter dem Böhmenherzog Bretislav im 11. Jahrhundert abgesehen, im wesentlichen für alle Zukunft die Grenze zwischen Schlesiens und Böhmen gezogen.

Diese staatlichen Umgestaltungen hatten zur unmittelbaren Folge Änderungen in der kirchlichen Organisation. Zunächst versuchte das deutsche Bistum Meissen von der Lausitz her seine Grenzen bis an die Oder vorzuschieben, ein Plan, der für das Deutsche Reich und für die deutsche Kirche bzw. für die schlesische Kirche hätte bedeutungsvoll werden können — aber der Versuch blieb erfolglos.

Vielmehr hat nun der Polenherzog im Verein mit dem deutschen König Otto III. eine nationalpolnische Metropole in Gnesen errichtet und damit, unterstützt vom deutschen Herrscher, unabhängig von der

^{*)} Vgl. außer den angegebenen Werken und Abhandlungen den durch umfassende Verarbeitung der gesamten Literatur ausgezeichneten Aufsatz von H. F. Schmid, Die rechtlichen Grundlagen der Pfarrorganisation auf westslawischem Boden und ihre Entwicklung während des Mittelalters in Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte Kan. Abt. 15, 1926, S. 1—161, 17, 1928, S. 264—358, 18, 1929, S. 285—562 — und insbesondere 17, 1928, S. 272 ff. (Die Anfänge kirchlicher Organisation auf polnischem Boden); im allgemeinen auch Böcker R., Kirchengeschichte Polens 1930 (= Grundriß der slawischen Philologie).

^{*)} Vgl. H. F. Schmid, a. a. O. 17, 1928, S. 278 Anm. 3.

deutschen Kirche, die polnische Kirche organisiert. Freilich, die Trennungslinie zwischen deutscher und polnischer Kirche hat bereits 968 Papst Johann XIII. gezogen, indem er der weiteren Ausdehnung der Magdeburger Kirche gegen Osten Grenzen gesteckt und so für die Entstehung eines nationalpolnischen Kirchentums den Boden bereitet hat; zur vollen Auswirkung aber kamen die Maßregeln jetzt durch die Errichtung der Metropole Gnesen — die Folgen aber dauern bis heute an.

Ohne auf die z. T. noch umstrittenen Einzelheiten in der Errichtung und Ausgestaltung dieser polnischen Metropole einzugehen, können wir als Ergebnis feststellen, daß in dieser Zeit Breslau und Krakau als polnische Bistümer gegründet und zusammen mit Posen als Suffragane der Gnesener Metropole unterstellt wurden. Die Errichtung des Bistums Breslau wurde für alle Zukunft bestimmend für die Gestaltung Schlesiens nicht allein in kirchlicher, sondern auch in politischer Hinsicht — und für den gesamtschlesischen Raum war damit für alle Zeiten eine Art Mittelpunkt geschaffen.

So sind es bereits zu Anfang des 11. Jahrhunderts drei Metropolen und fünf Diözesen, die sich in den gesamtschlesischen Raum teilen: die Metropolen Mainz mit Prag und dazu seit 1063 Olmütz im Süden, die Metropole Magdeburg mit Meissen im Westen und die Metropole Gnesen mit Breslau im Mittelpunkt des Gesamtschlesiens und mit Posen und Krakau im Norden und im Osten.

Diese im engsten Anschlusse an die staatlichen Bildungen geschaffenen kirchlichen Organisationsformen zeigen nimmehr in Zukunft über grundlegende staatliche und völkische Verschiebungen und Umwälzungen hinaus eine außerordentliche Dauerhaftigkeit und haben sich bis in die neuere Zeit, ja teilweise selbst bis in die Gegenwart erhalten. Es möchte auf den ersten Blick scheinen, als ob diese Dauerhaftigkeit in den kirchlichen Organisationsformen selbst gelegen wäre; bei näherem Zusehen jedoch ergibt sich, daß sie in der Hauptsache durchaus von der staatlichen Machtverteilung abhängig sind.

Wichtig und folgenreich für die Kirchengeschichte des gesamtschlesischen Raumes war, daß dieser Raum staatlich und damit auch kulturell in zwei Teile zerfiel: Böhmen mit Prag und Olmütz und das westliche Meissen gehörten zum Deutschen Reiche und damit zur deutschen Kultur; alles übrige gehörte zu Polen, dessen Kultur anders geartet und im Verhältnis zum deutschen Südwesten tieferliegend war.

Die Folge war, daß die Diözesen deutscher Kultur das reiche kirchliche Leben des Westens im 11. und 12. Jahrhundert unter der Führung vornehmlich deutscher Geistlicher und deutscher Mönche tätig und lebendig miterlebten.

Anders die polnischen Diözesen: kirchlich, staatlich und kulturell waren sie fast völlig vom Westen abgeschlossen, und die großen geistigen Bewegungen des Abendlandes in diesen Jahrhunderten gingen daher an ihnen spurlos vorüber. Und auch vom rein kirchlich-geistlichen Standpunkte aus war der Anschluß des Großteiles des gesamtschlesischen Raumes an die polnische Metropole zu beklagen, denn das gesamte kirchliche Leben lag darnieder und konnte sich nicht entfalten. Vollends für Breslau wurde die Zugehörigkeit zu Polen bzw. zu Gnesen zunächst

völlig verhängnisvoll, denn das Bistum ging unter und konnte erst wieder in der Mitte des 11. Jahrhunderts neu errichtet werden.

Es stimmt nachdenklich, wenn man überlegt, daß 968 der Papst die Grenzlinie zwischen West und Ost, zwischen deutscher und polnischer Kirche gezogen und so die weitere Ausdehnung der deutschen Kirche gegen Osten unterbunden hat und nun 100 Jahre später der große Reformpapst Gregor VII. alle die Schäden der Kirche (Priesterehe, Laieninvestitur usw.) gerade in Polen stillschweigend dulden mußte, während er sich um ihre Ausmerzung und um die Besserung und Reform der Kirche in Deutschland mit dem deutschen König auf Tod und Leben zerflegte.

Seit dem Ende des 12., im 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gehen nun im gesamtschlesischen Raume wichtige staatliche Änderungen vor sich. Und diese staatlichen Änderungen werden begleitet und vielfach entscheidend beeinflusst von völkischen Änderungen und Umwälzungen, der ostdeutschen Kolonisation. Die ostdeutsche Kolonisation hat seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts den gesamtschlesischen Raum als einen völkischen Raum gebildet, als den Siedlungsraum des neuen deutschen Stammes der Schlesier.

Wir haben zunächst einige Worte über die staatlich-politischen Änderungen zu sagen. Seit den Tagen Barbarossas (1163) wurden die piastischen Herzoge Schlesiens mehr und mehr von Polen unabhängig — wobei als Schlesien das Ausdehnungsgebiet der Breslauer Diözese verstanden werden kann. Die schlesischen Herzoge wurden der Reihe nach Vasallen der Krone Böhmens, lösten sich auf diese Weise von Polen los und wandten sich dem Westen, Böhmen und damit Deutschland zu. Der Abschluß dieser Entwicklungen erfolgte unter Johann und Karl IV. in der Mitte des 14. Jahrhunderts; 1335 im Trentschiner Vertrag hat Polen auf Schlesien verzichtet und 1348 bzw. 1355 und 1364 wurde ganz Schlesien der Krone Böhmens einverleibt. Aber auch noch ein anderer Teil des gesamtschlesischen Raumes, die Lausitz, kam in der Zeit Karls IV. an die Krone Böhmens zurück.

So wurden Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz, also die Länder, in denen sich der gesamtschlesische Raum ausbreitete, politisch und staatsrechtlich in einer Hand, in der des Böhmenkönigs vereinigt. Wir können also hier nahezu von einem staatlichen Zusammenschluß des gesamtschlesischen Raumes sprechen — in dem Sinne freilich, daß Gesamtstaat und völkischer Gesamttraum sich nicht decken, denn die mittleren und südlichen Teile Böhmens und Mährens liegen außerhalb des Siedlungsgebietes des Neustammes der Schlesier.

Die Diözesen des gesamtschlesischen Raumes erhielten nun, abgesehen von kleinen Teilen, die zu den staatlich bei Polen verbliebenen Diözesen Posen und Krakau gehörten, einen gemeinsamen Landesherrn, den Böhmenkönig, also zunächst die luxemburgischen Herrscher, und in der Mitte des 15. bzw. in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Habsburger.

Wie verhielten sich nun die kirchlichen Organisationsformen zu den neuen staatlichen Ordnungen? Zunächst hat Karl IV.

die Lösung seiner böhmisch-mährischen Bistümer, Prag und Olmütz, vom Mainzer Metropolitanverband, dem sie seit ihrer Gründung im 10. und 11. Jahrhundert angehörten, und die Errichtung einer Metropole Prag durchgesetzt. Und ganz folgerichtig hat er weiter die Lösung der Diözese Breslau von der Gnesener Metropole und die Einverleibung in die Kirchenprovinz Prag gefordert. Aber diese Forderung, die staatlich und völkisch durchaus berechtigt war, konnte Karl IV. nicht durchsetzen; der Plan ist am Widerstande der Polen, des Polenkönigs, des polnischen Erzbischofs und des polnischen Teiles des Breslauer Domkapitels gescheitert; der Einfluß dieser polnischen Kreise an der päpstlichen Kurie war so groß, daß ihnen gegenüber nicht einmal der römische Kaiser aufkommen konnte; so blieb der alte Zustand erhalten, und es ergab sich die unglaubliche Situation, daß die inzwischen völlig deutsch gewordene Breslauer Diözese, die staatlich zu Böhmen und damit zum Deutschen Reiche gehörte, noch ein halbes Jahrtausend im polnischen Metropolitanverband von Gnesen verblieb. Praktisch freilich hat Breslau seit dem Beginn der Neuzeit mehr und mehr den Charakter eines exenten, d. h. unmittelbar dem apostolischen Stuhle unterstellten Bistums angenommen.

Die alte deutsche Metropole Mainz war nun aus dem gesamtschlesischen Raume ausgeschieden und an ihre Stelle war die neue Metropole Prag getreten. Die kirchliche Organisation des gesamtschlesischen Raumes ergibt daher für die Mitte des 14. Jahrhunderts folgendes Bild: im Süden die Metropole Prag mit dem Suffraganbistum Olmütz, im Westen (Lausitz) die Metropole Magdeburg bzw. ihr Suffraganbistum Weissen, in der Mitte, im Norden und im Osten die Metropole Gnesen bzw. ihre Suffraganbistümer Breslau, Posen und Krakau.

In diesen Jahrhunderten fanden einige Grenzverschiebungen staatlich-politischer Art zwischen Böhmen, Mähren und Schlesien statt; Änderungen in der kirchlichen Grenzziehung haben diese Verschiebungen nicht nach sich gezogen; bald erhielten ja alle drei Länder denselben Landesherrn, und der hat offenbar auf eine kirchliche Grenzberichtigung innerhalb dieser Länder der böhmischen Krone nicht gedrungen. Solange diese Länder in einer Hand blieben, waren diese Unterschiede zwischen staatlichen und kirchlichen Grenzen auch nicht weiter von Belang; bedeutsam wurden sie erst dann, als Teile des böhmischen Länderkomplexes in andere Hände kamen, also seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

So wurde unter Přemysl Ottokar II. und unter Rudolf von Habsburg das Glatzer Land, das bis dahin zu Böhmen und daher kirchlich zu Prag gehörte, mit schlesischen Fürstentümern, zunächst vorübergehend, dann dauernd, verbunden; die alte Diözesanzugehörigkeit aber blieb, und so gehört Glatz bis zum heutigen Tage zur Erzdiözese Prag. Desgleichen, als das Gebiet von Troppau-Leobschütz — Ratscher politisch von seinem mährischen Stammland losgelöst und ebenfalls mit schlesischen Fürstentümern vereinigt wurde, blieb die bisherige Zugehörigkeit zur mährischen Diözese Olmütz unangetastet und hat sich ebenfalls bis heute erhalten. Und als andererseits das Gebiet um Freiwaldau — Johannesburg von Schlesien abgetrennt

und zu Böhmen geschlagen wurde, blieb auch in Zukunft die Zugehörigkeit zur Breslauer Diözese erhalten.

Seitdem sich nun seit dem Ende des 12. Jahrhunderts infolge der staatlichen und völkischen Neuordnungen im gesamtschlesischen Raume das Antlitz Schlesiens dem Westen zuwandte, entwickelte sich in diesem Raume und insbesondere wieder in dem bis dahin zurückgebliebenen Schlesien ein immer reicher werdendes kirchliches Leben auf allen Gebieten.

Das Verhältnis von Kirche und Staat und der enge Zusammenhang zwischen beiden äußert sich aber nicht nur in den äußeren Organisationsformen, sondern tritt auch in den z. T. sehr komplizierten und in vieler Hinsicht bis heute noch nicht völlig geklärten Verfassungs-
einrichtungen von Kirche und Staat⁹⁾ in die Erscheinung. Wenigstens einzelne dieser Einrichtungen und Zusammenhänge mögen kurz berührt werden.

Das Eigenkirchenwesen¹⁰⁾ ließ aus dem Eigentum am Altargrund eine volle, unbeschränkte und geistliche Herrschaft entspringen — oder mit anderen Worten: wenn ein Grundherr auf seinem Grund und Boden eine Kirche erbaute, so nahm er das Recht in Anspruch, nicht nur über das Vermögen und die Einkünfte der Kirche zu verfügen, sondern auch den Geistlichen einzusetzen. Zur besonderen Ausbildung kam das Eigenkirchenwesen im germanischen Rechtsgebiete; doch findet es sich auch auf slawischem Boden in Polen und in Böhmen und ist dahin doch wohl aus dem germanischen Rechtsgebiete gekommen. In beiden Rechtsgebieten wurden in der Folge die höheren Kirchen, Abteien und Bistümer als Eigenkirchen des Königs angesehen. Das germanische Eigenkirchenwesen brach unter dem Ansturm des römisch-kanonischen Rechtes zusammen, in Deutschland um 1100 (Investiturstreit), in Polen im 13. Jahrhundert.

Die Besetzung der geistlichen Stellen ist stets der besondere Ausdruck des Kräfteverhältnisses zwischen Staat und Kirche. Was die höheren Kirchen, insbesondere die Bischofsitze, betrifft, so haben bis zum Zusammenbruch des Eigenkirchenwesens die weltlichen Herrscher die Besetzungen vorgenommen. Seither kommt die kanonische Wahl durch die Domkapitel auf, zu der dann die päpstlichen Provisionen treten. Seit dem 15. Jahrhundert wird dann wieder für alle im staatlichen Verbande der böhmischen Krone befindlichen Bistümer der entscheidende Einfluß des Landesherrn, also seit dem 16. Jahrhundert der Habsburger, Regel.

⁹⁾ Vgl. über diese Fragen und Probleme im allgemeinen Verminghoff A., Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter 1913, Stüb U., Kirchenrecht in Holbendorffs Enzyklopädie der Rechtswissenschaft 5, 1914, S. 275—479. und Sägemüller F. W., Lehrbuch des katholischen Kirchenrechtes 2 Bde. 1914; ferner die Literaturberichte und Abhandlungen der Kan. Abt. der Savigny-Zeitschrift.

¹⁰⁾ Vgl. darüber die grundlegenden Untersuchungen von U. Stüb, bezeichnet bei Verminghoff a. a. O. S. 24 § 14, und Stüb, Kirchenrecht S. 301 ff. Für den gesamtschlesischen Raum, wo die Dinge noch weiterer Untersuchung und Klärung bedürfen, vgl. Pfizner, Breslauer Bistumsland 15 ff., 326 f. und S. F. Schmid a. a. O. 18, 1929, S. 343 f., und zwar für Polen; für Böhmen-Mähren S. F. Schmid a. a. O. 15, 1926, S. 57.

Über die Besetzung der Domkapitel im gesamtschlesischen Raume wurden bis jetzt erschöpfende Untersuchungen nur für Breslau, und zwar zunächst bis zum Jahre 1341, angestellt¹¹⁾. Als Besonderheit konnte festgestellt werden, daß das Breslauer Domkapitel selbst kein Besetzungsrecht ausübte; das Besetzungsrecht stand vielmehr dem Bischof zu und zu diesem trat seit Beginn des 13. Jahrhunderts das Provisionsrecht der Päpste; ist die Zahl der päpstlichen Provisionen im 13. Jahrhundert noch gering (5 Prozent), so erreicht sie im 14. Jahrhundert (bis 1341) nahezu die Hälfte aller Besetzungen überhaupt¹²⁾. Von einem früher sicher vorhandenen und bei anderen polnischen Domkapiteln nachweisbarem Besetzungsrecht des Herzogs ist in Breslau nichts mehr nachweisbar — wenn auch natürlich der mittelbare herzogliche Einfluß im 13. und 14. Jahrhundert vorhanden ist. Es wäre wünschenswert, wenn diese Untersuchungen für Breslau weitergeführt und auch auf die übrigen Domkapitel des gesamtschlesischen Raumes ausgedehnt würden.

Für Deutschland haben die durch A. Schulte und seine Schüler durchgeführten Untersuchungen über die Standesverhältnisse der Bischöfe, Domkapitel, Stifter, Klöster usw. neue und außerordentlich wichtige Einblicke in die Reichs- und Kirchenverfassung ergeben¹³⁾. Von Bistümern, die ganz oder zum Teil dem gesamtschlesischen Raume angehören, wurden bis jetzt lediglich die Standesverhältnisse der der deutschen Kirche angehörigen Bischöfe von Meißen untersucht¹⁴⁾; es erscheinen danach als Bischöfe von Meißen Angehörige aller Stände, doch meist Ministerialen.

Für den weitüberwiegenden Hauptteil des gesamtschlesischen Raumes ist daher in dieser Hinsicht noch alles zu tun. Voraussetzung für derartige Untersuchungen ist natürlich die Kenntnis des Standeswesens überhaupt, insbesondere des Adels. Die Fragen und Probleme der Adelsgeschichte¹⁵⁾ im gesamtschlesischen Raume sind noch bei weitem nicht

¹¹⁾ Vgl. in Zukunft die soeben fertiggestellte, doch bis jetzt noch ungedruckte Dissertation meines Schülers R. Samulski, Untersuchungen über die persönliche Zusammenfassung des Breslauer Domkapitels im Mittelalter.

¹²⁾ Nach den Feststellungen von Samulski waren bis 1299 sämtlich vom Papst providierte Breslauer Domherren Italiener (10); für die Zeit von 1300—1341 finden sich unter 51 Providierten 12 Italiener u. 19 Polen.

¹³⁾ Vgl. Schultes grundlegendes Buch, „Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter 1910 und 2. Auflage mit Nachträgen 1922 und ferner die Literaturberichte der Kan. Abt. der Savigny-Zeitschrift für Rechtsgeschichte.

¹⁴⁾ Vgl. Müller-Alpermann G., Stand und Herkunft der Bischöfe der Magdeburger und Hamburger Kirchenprovinzen im Mittelalter, Dissert. Greifswald 1930, S. 52—60, 103.

¹⁵⁾ Vgl. Luschin v. Ebengreuth A., Österreichische Reichsgeschichte des Mittelalters 1914, S. 403 ff.; Schröder-Kühnberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte 1919, S. 230 ff., 467 ff.; Peterla D., Rechtsgeschichte der böhmischen Länder 1, 1923; Pfizner, Breslauer Bistumsland S. 327 ff.; Wojciechowski J., Das Ritterrecht in Polen vor den Statuten Kasimirs des Großen, aus dem Polnischen vom Verfasser wesentlich veränderten Texte ins Deutsche übertragen von S. Wellé 1930 und dazu die ausführlichen Besprechungen von R. Koebner, Deutsches Recht und deutsche Kolonisation in den Pfaffenländern in Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 25, 1932, S. 313—352 und von S. F. Schmid in der Kan. Abt. der Savigny-Zeitschrift 53, 1933, S. 459—476. Wertvolle Hinweise verdanke ich Herrn Koll. Koebner.

völlig geklärt. Als augenblicklichen Stand der Forschung kann man etwa folgendes festhalten: Im polnischen wie im böhmischen Rechtsgebiete gibt es bis in die Zeit der deutschen Kolonisation keine rechtlichen Klassen innerhalb des Adels; es bestehen nur Unterschiede in Hinsicht auf den Besitz und die persönliche Stellung. Seit der deutschen Kolonisation ist in den Fürstentümern der schlesischen Piasten der alte Adel, soweit er sich erhalten hat, mit dem eingewanderten deutschen Lehensadel mehr und mehr verschmolzen. In Böhmen-Mähren sowie in Polen hat sich seit der gleichen Zeit eine Scheidung zwischen hohem und niederem Adel vollzogen; in Böhmen-Mähren nimmt der deutsche Lehensadel daneben eine gewisse selbständige Stellung ein. Zur völligen Klärung dieser Verhältnisse bedarf es noch eingehender Untersuchungen und insbesondere konkreter Feststellungen für die einzelnen Geschlechter, etwa in der Art der Arbeiten v. Dungen's¹⁵⁾.

Was die Breslauer Bischöfe betrifft, so konnte ich im groben feststellen, daß bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts der Adel vorherrscht (u. a. zwei Mitglieder des Herzogshauses und auch sonstiger Hochadel); im 15. und 16. Jahrhundert sind auch Bischöfe bürgerlicher Herkunft nachweisbar; seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts bis zur Säkularisation haben wir fast ausnahmslos hochadelige und fürstliche Bischöfe.

Das Breslauer Domkapitel war seiner persönlichen Zusammensetzung nach gemeinständisch, d. h. es waren in ihm Adel und Bürgertum vertreten, doch unter überwiegender Mehrheit des Adels; Vetternwirtschaft und Nepotismus spielten dabei eine große Rolle. Im sogenannten Kolowratschen Vertrag von 1504 werden ausdrücklich auch Bürgerliche, sofern sie akademische Grade besitzen, zum Domkapitel zugelassen. Praktisch wurde es dann so, daß seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Säkularisation das Domkapitel nur mehr Adelige aufgenommen hat¹⁶⁾.

Ein wichtiges Kapitel des Verhältnisses von Kirche und Staat bildet die Entstehung und Entwicklung des kirchlichen Grundbesitzes und seine mehr oder weniger umfangreiche Befreiung von der weltlichen Gewalt (Immunität). Pfigner¹⁷⁾ hat nachgewiesen, daß der Grundbesitz des Breslauer Bistums die Immunität zu einer Zeit erlangte, in der sonst in Polen diese Einrichtung noch unbekannt war. Weiter wissen wir dank Pfigners Untersuchungen, daß die Immunität des Breslauer bischöflichen Grundbesitzes auf diesen beschränkt blieb und sich nicht, wie in Deutschland, über die Grenzen der eigenen Grundherrschaft hinaus auf fremden Grundbesitz ausdehnte. Wohl aber steigerte sich die Immunität schließlich zur Hochgerichtsbarkeit. Und im großen Kirchenprivileg Herzogs Heinrich IV. von 1290 für Bischof Lorenz wurde eine beschränkte Landeshoheit des Bischofs im Breslauer Bistumsland

¹⁵⁾ J. Bipl. in seinen Büchern „Der Herrenstand im Mittelalter“ 1908 und „Die Entstehung der Landeshoheit in Österreich“ 1910.

¹⁶⁾ Vgl. A. D. Meyer, Studien zur Vorgeschichte der Reformation aus schlesischen Quellen 1903 (Historische Bibl. 14) S. 104, 121 ff.; Samulski, Untersuchungen über die persönliche Zusammensetzung usw.

¹⁷⁾ In seiner Besiedlungs- etc. Geschichte des Breslauer Bistumslandes, insbes. S. 21 ff., 95—184, 412—418.

anerkannt. Im 14. Jahrhundert entwickelte sich dann die unbeschränkte Landeshoheit, aber nun nicht mehr kraft Rechtes, sondern durch Usurpation. Das Breslauer Bistum nimmt in Hinsicht auf die Entwicklung der Landeshoheit eine Ausnahmestellung unter den Bistümern des gesamtschlesischen Raumes ein; denn Olmütz, Krafau und Posen blieben auf halbem Wege stehen und auch die deutschen Reichsbistümer sind ja nicht zur völlig unbeschränkten Landeshoheit fortgeschritten.

Weitere wichtige, doch bis jetzt nur zum größeren oder geringeren Teile untersuchte und jedenfalls noch keiner endgültigen Lösung zugeführte Probleme der kirchlichen und weltlichen Verfassungsgeschichte des gesamtschlesischen Raumes wären u. a. der Kirchenzehnt¹⁸⁾, die Frage des Reichsfürstenstandes einzelner Bischöfe des gesamtschlesischen Raumes, die Geistlichen als Kanzleibeamte der weltlichen Fürsten und ihr dadurch bedingter Einfluß auf die Regierung¹⁹⁾, das Verhältnis der Kirche zur Wehr- und Burgenverfassung²⁰⁾, die Pfarreinteilung u. a. m.

Verfolgen wir nunmehr das Verhältnis von Kirche und Staat in der Neuzeit des gesamtschlesischen Raumes. Im 15. Jahrhundert verwüsteten die zunächst aus religiös-kirchlichen Motiven erwachsenen, dann aber mehr und mehr nationaltschechischen Charakter zeigenden Hussitenkriege von Böhmen her den gesamtschlesischen Raum. Mitte des 15. Jahrhunderts beherrschte Georg Podiebrad die böhmisch-schlesischen Länder; die Breslauer lehnten den Tschechen ab. Seit Matthias Corvinus bildete sich eine gewisse staatliche Einheit Schlesiens — und seit 1536 trat der Bischof von Breslau als Landeshauptmann an die Spitze der schlesischen Landstände.

Das bedeutsamste Ereignis der neueren Kirchengeschichte, die deutsche Reformation, wirkte sich auch im gesamtschlesischen Raume im engsten Zusammenhang von Kirche und Staat aus, und zwar in der Weise, daß man sagen kann: Die religiös-kirchliche Gestaltung des gesamtschlesischen Raumes seit der Reformation ist in der Hauptsache von den Trägern der staatlichen Gewalt abhängig geworden.

Zunächst breitete sich die Reformation vor allem in Schlesien (Liegnitz, Brieg und Wohlau) und in der Lausitz aus. Die Träger der böhmischen Krone, die Habsburger, verhielten sich vorerst aus politischen Gründen zurückhaltend. Die Bischöfe von Breslau, noch im Banne der Renaissance-Ideen, haben für den Ernst der Lage nicht das notwendige Verständnis aufgebracht. Die Folge war der fast völlige Untergang der katholischen Kirche in Schlesien und ein starker Rückgang des Katholizismus in Böhmen und Mähren.

Eine Änderung zugunsten des Katholizismus trat erst ein seit dem Aufkommen der Gegenreformation; einmal hat die innerkirch-

¹⁸⁾ Vgl. Pfigner, Bistumsland 51 ff., 259 ff.; Seppelt, Geschichte des Bistums Breslau 17 f.; H. F. Schmid, Pfarrorganisation a. a. O. an verschiedenen Stellen.

¹⁹⁾ Vgl. zuletzt etwa die lehrreichen Aufschlüsse bei Zatschel S., Die Bedeutung der Deutschen in der Kanzlei der Přemysliden in Germanoslavica 2, 1933, S. 196—221.

²⁰⁾ Vgl. etwa Pfigner, Bistumsland S. 311 ff., 323 ff.

liche Bewegung die Bischöfe und ihre geistlichen Mitarbeiter religiös neu eingestellt; dann aber hat die seit der Niederwerfung des böhmischen Aufstandes neu erstarkte habsburgische Macht rücksichtslos und entscheidend zugunsten des Katholizismus durchgegriffen. Böhmen und Mähren wurden nunmehr nahezu ganz von der Gegenreformation erfaßt und zum Katholizismus zurückgeführt; doch auch bedeutende Teile Schlesiens wurden wieder katholisch, und ein Fortschreiten der Gegenreformation im Bistum Breslau haben schließlich wieder politische Ereignisse, die zum Altstädter Vertrag von 1707 führten, aufgehalten.

Das seither unter habsburgischer Herrschaft, als Ausfluß des Absolutismus sich entwickelnde Staatskirchentum wurde von der katholischen Kirche z. T. schwer und drückend empfunden.

Im Zusammenhang der Ereignisse von Reformation und Gegenreformation gingen auch Änderungen in der Diözesanorganisation des gesamtschlesischen Raumes vor sich. Die Diözese Breslau erhielt im Westen bedeutenden Zuwachs aus Teilen des in der Reformation untergegangenen Bistums Meissen. Im Nordwesten der Diözese trat dann infolge habsburgischer Erbschaft der Kreis Schwiebus hinzu, der bis dahin zur Diözese Posen gehört hatte.

Zur besseren und erfolgreicherer Durchführung der Gegenreformation in Böhmen wurden aus dem Gebiete der Prager Erzdiozese zwei neue Bistümer ausgeschieden und der Metropole Prag unterstellt: Leitmeritz (1655) und Königgrätz (1664) — Diözesen also, die nahezu den ganzen Bereich des in Böhmen liegenden Teiles des gesamtschlesischen Raumes einnehmen. Von Interesse ist aber, daß bei diesem Anlaß die Diözesanzugehörigkeit der zu Prag gehörigen Grafschaft Glatz, trotzdem sich die Königgrätzer Diözese dazwischenschob und Glatz auf diese Weise in bedeutend entfernter Streulage von Prag kam, nicht angetastet wurde und daher Glatz bis zum heutigen Tage bei der Prager Erzdiozese verblieben ist.

In staatlicher Hinsicht ist für Schlesiens Neuzeit die Eingliederung des größten Teiles des Landes in Preußen durch Friedrich den Großen von einschneidendsten Folgen geworden. Bestrebungen sowohl von weltlicher wie von kirchlicher Seite, die Diözesengrenzen den neuen Staatsgrenzen anzupassen, waren erfolglos; so ist seither das Bistum Breslau in staatlicher Hinsicht in zwei ungleiche Teile gespalten: Der weitüberwiegende Hauptteil des Bistums liegt in Preußisch-Schlesien, der kleinere Teil, die Gebiete von Johannesberg und Teschen, bilden den österreichischen Anteil; dieser letztere schließt nahezu den ganzen alten Bistumsbesitz ein. In innerkirchlicher Hinsicht wurde von Preußen der status quo nicht nur zugesichert, sondern auch gehalten.

Das mährische Bistum Olmütz, das bekanntlich in seinem nördlichen Teil in den gesamtschlesischen Raum hineinragt, wurde 1777 zur Metropole erhoben.

Die Jahrhundertwende brachte die große Säkularisation, sowohl in Österreich wie in Preußen; im österreichischen Gebiete des gesamtschlesischen Raumes ist aber bereits unter Josef II. die Aufhebung der Klöster vorangegangen. Für das Breslauer Bistum bedeutete die

Säkularisation nicht nur die Aufhebung des Domkapitels, der Kollegiatkapitel und der Klöster, sondern auch das Ende des Breslauer Bistumslandes — also staatliche Maßnahmen, die für die Kirche von einschneidender Bedeutung geworden sind.

Nach den Befreiungskriegen wurden die kirchlichen Verhältnisse Schlesiens neu geordnet (1821) und bei dieser Gelegenheit endlich eine mehr als ein halbes Jahrtausend alte staatliche und völkische Forderung des gesamtschlesischen Raumes durchgeführt — die Lösung der Breslauer Diözese vom polnischen Metropolitanverband Gnesens, dem sie seit ihrer Gründung um das Jahr 1000 angehört hat.

Die alten Breslauer Diözesangrenzen wurden von dieser wichtigen Maßnahme nicht wesentlich berührt; es kamen lediglich die an der Nordostgrenze der Diözese gelegenen Dekanate Schildberg und Kempen zu Gnesen, während Breslau die bis dahin zum Bistum Krakau gehörigen Dekanate Beuthen und Pleß sowie einige Pfarren im Westen erhielt. Der österreichische Anteil des Bistums Breslau blieb in der bisherigen Form bestehen.

Neu war und für die Zukunft des Breslauer Bistums bedeutsam wurde es, daß dem Breslauer Bischof gleichzeitig die katholischen Pfarren in Brandenburg und Pommern als Delegatur Berlin unterstellt wurden. Wir haben es also hier mit einem Hinausgehen des Breslauer Bischofs über den gesamtschlesischen Raum zu tun — aber nicht nach dem Osten, sondern nach dem Westen.

Der Weltkrieg hat auch auf dem Boden des gesamtschlesischen Raumes staatliche Um- und Neubildungen herbeigeführt; bis zum Ende des Krieges waren es die zwei Mittelmächte Deutschland (Preußen) und Österreich, die sich in den gesamtschlesischen Raum teilten; nunmehr verschwindet das habsburgische Österreich und zu Deutschland (Preußen) treten die neuerstandenen Nationalstaaten Polen und die Tschechoslowakei. Die Schande von Versailles hat wertvolle Teile alten deutschen Volks-, Staats- und Kulturbodens in Oberschlesien von Deutschland abgetrennt und Polen zugeschlagen.

Diese staatlichen Neugestaltungen haben auch die kirchlichen Organisationsformen im gesamtschlesischen Raume in Mitleidenschaft gezogen. Das Bestreben der modernen Nationalstaaten geht dahin, die Diözesangrenzen den staatlichen Grenzen anzugleichen — und diese modernen Nationalstaaten zeigen sich meist stark genug, ihre Wünsche an der Kurie durchzusetzen²¹⁾. Polen war auch diesmal bevor-

²¹⁾ Dieselben Grundsätze der Angleichung der Diözesangrenzen an die Staatsgrenzen enthalten auch das italienische Konkordat von 1929 und das österreichische Konkordat von 1933; darnach verliert nun das weit über 1000 Jahre alte deutsche Bistum Trient alle Gebiete, die in Österreich liegen, also Osttirol, Nordtirol und Vorarlberg und bleibt nur mehr auf die innerhalb Italiens gelegenen Gebiete südlich des Brenners beschränkt. Weitere Grenzberichtigungen im Sinne des Konkordates werden an den Diözesen Gurk, Udine, Görz, Triest und Laibach vorgenommen, wobei z. Bsp. die alte deutsche Diözese Gurk das Dekanat Tarvis verliert, das zur Erzdiozese Udine geschlagen wird.

zugt, so wie vor 500 Jahren in den Tagen Karls IV. und wie vor 900 Jahren in der Zeit Johannes XIII. und Ottos III.; bereits 1925 wurde das Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und Polen abgeschlossen: Aus den bis dahin zur Diözese Breslau gehörigen Teilen Oberschlesiens, die staatlich zu Polen kamen, wurde das neue polnische Bistum Kattowitz gebildet und der ebenfalls neuerrichteten polnischen Metropole Krakau unterstellt. Im Süden, an der Grenze zwischen Preußen-Deutschland und dem tschechoslowakischen Staat haben sich bis jetzt noch die alten, nicht an die Ländergrenzen von Böhmen, Mähren und Schlesien völlig angeglichenen Diözesangrenzen erhalten, so daß Breslau noch immer hinübergreift in seine alten Gebiete von Johannesberg-Freiwalddau und Teschen, dagegen Prag sich ins Glager Land und Olmütz in den Leobschützer Kreis erstrecken; doch stellt der 1928 zwischen der Kurie und der Tschechoslowakei abgeschlossene Vorvertrag die Gleichlegung der Diözesan mit den Staatsgrenzen in Aussicht.

Durch das Preussische Konkordat vom Jahre 1929 wurde die ostdeutsche Kirchenprovinz geschaffen; Breslau wurde zur Metropole erhoben und ihm die Bistümer Ermland und Berlin sowie die Prälatur der deutschen Grenzmark mit dem Sitz in Schneidemühl unterstellt; die Prälatur Schneidemühl greift übrigens in ihren südlichen Teilen noch in den gesamtschlesischen Raum über. Breslau selbst wurde durch die Erhebung zur Metropole zum weitausgreifenden kirchlichen Mittelpunkt des ganzen deutschen Ostens innerhalb des Reiches und hat so in gewisser Hinsicht die Aufgaben der alten deutschen Ostmetropole Magdeburg übernommen — ihr gerade auch darin verwandt, daß der Wirkungskreis mindestens rechtlich auf den Boden des Deutschen Reiches beschränkt bleibt.

Fassen wir zusammen: Kirche und Staat, kirchliche und staatliche Organisationsformen und Einrichtungen im gesamtschlesischen Raum erscheinen von Anfang an auf das engste verbunden — und zwar derart, daß die kirchlichen Einrichtungen in der Regel unmittelbar von den staatlichen Formen abhängig erscheinen.

Vom Standpunkte der kirchlichen und Diözesanorganisation aus gesehen bildet der gesamtschlesische Raum keine Einheit — im Gegenteil: Man wird vielleicht kaum ein völkisch einheitliches und staatlich immerhin mehr als 400 Jahre lang im wesentlich geeinigtes Gebiet finden, das kirchlich derart zersplittert ist; greifen doch, wie wir sahen, drei bis fünf Metropolen und mehr als ein halbes Dutzend Diözesen in den gesamtschlesischen Raum ein.

Daß trotzdem auch in kirchlicher Hinsicht Gemeinsamkeiten innerhalb des gesamtschlesischen Raumes festzustellen sind, ja daß sogar zeitweise eine gewisse Einheit geschaffen werden konnte, beruht auf völkischen und staatlichen Grundlagen; dabei bilden gerade die eigenartigen Formen des Übers und Sineinandergreifens der Diözesangrenzen zwischen Breslau, Prag und Olmütz eine kräftige Verzahnung oder, wie Aubin sagt, eine wirksame Klammer im gesamtschlesischen Raume.

Die Lösung dieser Verzahnung und das Verschwinden dieser Klammer würde zur staatlichen Zerreißung des gesamtschlesischen Raumes nunmehr auch noch eine über die bereits vorhandene Zersplitterung hinausgehende weitere kirchliche Zerreißung fügen.

Aufrecht aber bleibt des ungeachtet die völkische und kulturelle Einheit des gesamtschlesischen Raumes — das ist nicht nur unsere Hoffnung und unser Wunsch, sondern unser starker Glaube und unser fester Wille²²⁾.

²²⁾ Nachdem dieser am 1. Juli gehaltene Vortrag bereits gesagt war, erschien im August das schöne von A. Brackmann herausgegebene Sammelwerk „Deutschland und Polen, Beiträge zu ihren geschichtlichen Beziehungen“ (München und Berlin 1933); für unsere Zwecke kommen vor allem in Frage die Beiträge: Brackmann, Die politische Entwicklung Osteuropas vom 10.—15. Jahrhundert; H. F. Schmid, Das deutsche Recht in Polen; Brandt, Die deutsche Reformation und Polen; Haase, Der deutsche Katholizismus und seine Beziehungen zu Polen; R. Holkmann, Schlesien im Mittelalter; A. D. Meher, Die neuere Entwicklung Schlesiens, insbesondere Oberschlesiens.

Walter Geisler:

Die Lebens- und Wirtschaftsräume des Sudetengebietes

Wenn wir uns eine Vorstellung von den Lebens- und Wirtschaftsräumen des Sudetengebietes machen wollen, so müssen wir uns von vornherein klar sein, daß es sich nur um sogenannte natürliche Raumeinheiten handeln kann und nicht um Staaten. Denn das Sudetengebiet ist eine Raumindividualität, die sich um die Grenzen eines Staates nicht kümmert. Hat man früher, als die Geographie als Wissenschaft noch in den Anfängen stand, mit Vorliebe die Staaten betrachtet, so glaubt man jetzt vielfach, daß die Grenzen der Staaten überhaupt vernachlässigt werden können, daß sich die Wissenschaft um die politischen Grenzen, zumindest bei länderkundlichen Darstellungen, gar nicht zu kümmern habe. Beide Ansichten gehen am wesentlichen vorüber. Es kommt auf die Problemstellung an. Es ist gar nicht zu leugnen, daß es eine wissenschaftliche Aufgabe ist, ein Staatsgebiet länderkundlich zu beschreiben. So wird nicht nur der Geopolitiker ein großes Interesse an politisch abgegrenzter Länderkunde haben, die man auch als Staatenkunde oder als soziologische Länderkunde bezeichnen könnte. Denken wir auch an das grundlegende Werk von Kjellén, der den Staat als Lebensform betrachtet. Gerade die angewandte Geographie hat hier als moderne politische Geographie ein großes Feld der Betätigung. Denn politische Geographie ist nicht nur eine Geographie der Grenzpfähle, wie man einmal spöttisch gesagt hat, sondern eine Geographie im wahrsten Sinne des Wortes, die in sich alle Teile der geographischen Wissenschaft umschließt und auf einen politischen Raum anwendet. Denn die politische Geographie beschränkt sich nicht darauf, die Größe und Einwohnerzahl der Staaten zu umfassen, sondern die dingliche Erfüllung der Erdräume gibt auch ihr erst den richtigen Inhalt. Die Inwertsetzung der Naturgegebenheiten steht bei ihr im Vordergrund des Interesses und damit die Wirtschaftsgeographie. Nur so ist es möglich, die geopolitischen Kraftzentren und Richtlinien zu erkennen und richtig zu bewerten, die von einem Staat als Raumorganismus ausgehen.

Der Raum bietet die Möglichkeit zum Leben, aber der Anstoß zur Bildung des Raumorganismus geht vom Menschen aus. Ein Staat setzt sich aus im einzelnen sehr verschiedenartigen Wirtschafts- und Lebensräumen zusammen, die jeder für sich eine Individualität mit besonderen Aufgaben bilden. Zwischen ihnen besteht eine Arbeitsteilung zugunsten des Gesamtorganismus, etwa dergestalt, daß die eine Gruppe

der Wirtschaftsräume landwirtschaftliche Erzeugnisse hervorbringt, während der andere vornehmlich die Aufgabe hat, Industrieerzeugnisse herzustellen, die andere dem Verkehr und Handel dient. Es ist einleuchtend, daß die Forderung besteht, die einzelnen Lebens- und Wirtschaftsräume eines Staatswesens zu erkennen, damit die Wirtschaftsharmonie oder Disharmonie des Ganzen aufgewiesen werden und der Politiker seine Lehren zum Wohle des Gesamtstaates daraus ziehen kann. Denn der Gesamtorganismus kann nur dann gedeihen, wenn alle seine Teile gut arbeiten.

Insofern ist der Vergleich mit einem Lebewesen durchaus zutreffend. Man muß erkennen, welche Funktionen die einzelnen Räume zu erfüllen haben, wie sie sich zu größeren Einheiten zusammenschließen, die wir mit Organen und Gliedern eines Lebewesens vergleichen können. Die Geopolitik und die politische Geographie hätte also zu untersuchen, ob sich die einzelnen Räume des Staates zu einer organischen Einheit zusammenschließen, sie hat eine Bewertung der Lebens- und Wirtschaftsräume in bezug auf das Ganze vorzunehmen. Sie hat zu untersuchen, welche Aufgaben die Räume im Staatsganzen zu erfüllen haben.

So ist es berechtigt, etwa die Lebens- und Wirtschaftsräume des Deutschen Reiches und des tschechoslowakischen Staates zu betrachten, oder auch Teilräume dieser Staaten, also die Provinz Schlesien oder Böhmen oder Mähren. Ich habe als einleitendes Heft zu meiner Reihe „Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens“*) die Provinz Schlesien als Raumorganismus untersucht, und bin dabei auch einmal mißverstanden worden, als ob ich den gesamtschlesischen Kulturraum nicht erkannt hätte und willkürlich nur das Stück herausgeschnitten hätte, das politisch zum Deutschen Reich gehört. Bei einer solchen Einstellung übersehen wir die besondere Fragestellung, die eben geographisch war. Es ergeben sich hierbei äußerst wichtige und interessante Probleme der Grenzziehung, indem festgestellt wird, ob die politische Grenze sich an die Lebens- und Wirtschaftsräume hält oder nicht.

Wenn wir die Lebens- und Wirtschaftsräume des Sudetengebietes kennenlernen wollen, so handelt es sich um eine rein geographische Aufgabe. Geopolitische Gedankengänge spielen hierbei nicht hinein. Die politische Grenze an sich würde bei einer solchen Betrachtung eines von Natur gegebenen Raumes nur dann zu beachten sein, wenn sie zugleich wesensverschiedene Kulturgebiete voneinander trennen würde. Aber es handelt sich ja gerade um ein Kernstück des gesamtschlesischen Raumes, der eine kulturmorphologische Einheit bildet. Ich kann hier bei auf wertvolle Vorträge bei früheren Tagungen hinweisen, so namentlich auf Professor Kubins Ausführungen über die geschichtlichen Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamtschlesischen Raum, und Professor Pfitzners über den Schlesiens Stammesraum und seine Besiedlung*).

Diese Gemeinsamkeit der Kultur und des Besiedlungsganges hat die völlige Übereinstimmung der Elemente der Kulturlandschaft zu beiden Seiten zur Folge, mit Ausnahme von landschaftlichen Eigentüm-

*) Breslau 1932.

*) S. Kubin, *Schles. Jahrb.* 3. Jahrg. 1930/31; J. Pfitzner, *Schles. Jahrb.* 4. Jahrg. 1931/32.

lichkeiten, die in den Teilräumen zu finden sind und lokal bedingte Abwandlungen darstellen.

Wir können uns da bei unserer Fragestellung nach den Lebens- und Wirtschaftsräumen des Sudetenlandes auf die Strukturelemente der Kulturlandschaft und der reinen Zwecklandschaft beschränken, wobei wir unter letzterer die Formen verstehen wollen, die durch die Inwertsetzung der Naturgegebenheiten entstanden sind. Diese können verschieden sein eben nur infolge der natürlichen Ausstattung der Einzelräume und der historischen Vorgänge, wobei die Einwirkungen rein persönlicher Initiative eingeschlossen sein sollen, nicht aber infolge des wirtschaftenden Menschen an sich; denn dieser ist in seiner Wesensart in allen Teilräumen derselbe.

Aus dieser Tatsache allein ergibt sich bereits die Einheitlichkeit des Untersuchungsgebietes. Es handelt sich um eine sogenannte „natürliche“ Landschaft, d. h. um eine Landschaft, deren Individualität durch wesentliche Strukturelemente bedingt ist. Die Abgrenzung geschieht also durch die Häufung von Strukturlinien und ist unabhängig von politischen Grenzen.

Die Frage, ob ein Gebirge eine strukturelle Einheit sei, ist nicht in jedem Falle so klar zu beantworten wie bei den Sudeten. Das Relief eines Landes ist nur ein, wenn auch wesentliches Strukturelement. Es kommt nun darauf an, ob andere, für das Landschaftsbild ebenso wesentliche Strukturelemente dieses Gebiet durchschneiden und ob sie die Kraft haben, die durch die Oberflächenformen gegebene Einheit zu zerstören. Ein so wichtiges Element kann die Pflanzendecke sein. Hat beispielsweise ein Teil eines langgestreckten Gebirges trockenes Klima, der andere Teil ragt aber in das Gebiet feuchten Klimas, so wird das Landschaftsbild dadurch so grundlegend geändert, daß zwei verschiedene, sich gleichwertig gegenüberstehende Raumindividualitäten gebildet werden, die eben nur die Orographie, nicht einmal die Oberflächenformen im einzelnen, gemeinsam haben. Ich führe ein Beispiel aus meinem australischen Forschungsgebiet an, die Flinderskette in Südastralien.

Schwieriger liegt der Fall bei den Alpen. Hier ist das orographische Strukturelement so stark, daß alle anderen dagegen zurücktreten. Aber die kulturmorphologischen Elemente drängen sich dort stark hervor; sie scheiden die große Einheit in die germanischen Alpen und in die romanischen, ohne sie als Ganzes zu zerstören. Umwegsames Gebirge sind in den meisten Fällen auch Völkerscheiden. Die Kultur dringt von den benachbarten wirtschaftlichen Kernländern nur zögernd ein, und da die Pässe erst spät überwunden werden, so haben verschiedene Kulturen von den randlichen, besiedlungsfähigen Tälern Besitz ergriffen, während im später besiedelten Innern eine labile Grenze zwischen den Kulturen und Ländern besteht.

Nichts dergleichen können wir bei dem Sudetenraum feststellen. Die Besiedlung setzte von beiden Seiten ein, und zwar waren es überall die gleichen Träger der Kultur und Wirtschaft, so daß selbst die politische Zerrissenheit keinen Einfluß ausübte. Denn, wie Josef Pfitzner hervorgehoben hat, die deutschen Kolonisten aus

Thüringen, Sachsen, Franken und Hessen waren nicht als organisierte politische Volksmacht mit ganz bestimmten politischen Zielen nach dem Osten gezogen, sondern als Einzelmenschen, als Auswanderer. Aber das Territorialfürstentum hat auch keine Schranke für das Siedlungswerk errichtet. Jeder der Fürsten versuchte, die Siedler, die nicht nur Menschenmaterial für das leere Land waren, sondern auch die für die Rodung notwendige höhere Technik mitbrachten, in sein Gebiet zu locken.

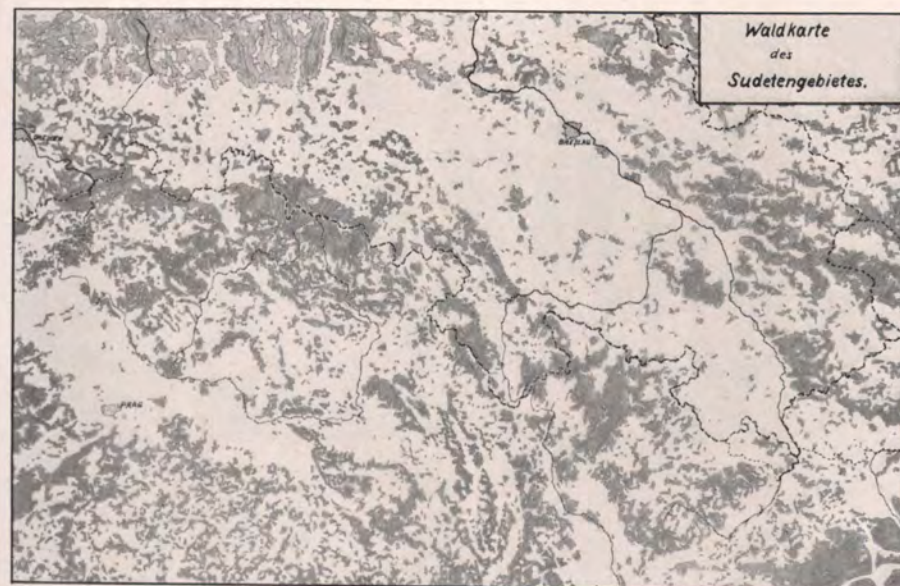
Wesentlich begünstigt wurde der Vorgang der wechselseitigen Durchdringung durch die Aufgeschlossenheit des Gebirges. Die verhältnismäßig bequemen und niedrigen Pässe, die in großer Zahl die Sudeten durchziehen, ermöglichten einen Austausch zwischen den einzelnen Lebens- und Wirtschaftsräumen. Die Bedeutung von Paßübergängen ist verschieden nach dem Kulturzustand des Landes und für den Nah- als für den Fernverkehr. Es kann ein Paß durchaus dem lokalen Verkehr von einer Zelle zur anderen genügen, es wird sich aber deshalb noch nicht ohne weiteres ein Fernverkehr auf ihm abspielen. Ein solcher stellt bezüglich der Neigung des Geländes und der geographischen Lage zwischen wirtschaftlichen Kraftfeldern ganz andere Ansprüche. Was also für den Vorgang der Besiedlung ausschlaggebend war, braucht es nicht auch für die gegenwärtigen Zustände in demselben Sinne zu sein. Deshalb aber muß doch das dynamische Element des Werdens der Kulturlandschaft nicht vernachlässigt werden, will man die gegenwärtigen Zustände verstehen. Das gilt insbesondere für unsere Fragestellung.

Die heutige Landschaft verdankt ihre Entstehung verschiedenen wichtigen Phasen der Besiedlung. Der Sudetenraum war zunächst bis zum 12. Jahrhundert eine Sperrlandschaft. Sie schied die beiden großen Siedlungsgebiete an Oder und Elbe voneinander. Diese Tatsache allein beweist die Einheitlichkeit des Sudetenraumes. Sie zeigt andererseits, wie ausschlaggebend die Tätigkeit des Menschen zu den verschiedenen Phasen der Entwicklung zur Kulturlandschaft der Gegenwart zu bewerten ist. Im 13. Jahrhundert geschah das großartige Werk der Erschließung dieses Raumes durch die deutschen Kolonisten. Es wurde von Schlesiern her, wo die Nährgebiete des Löss- und Schwarzerdebodens einen kraftvollen Stützpunkt deutscher Kultur bot, energischer verfolgt als von Böhmen her, wo das entsprechende Nährgebiet der Elbelandschaft von den Tschechen besetzt war. Außerdem lockte der Erzreichtum des Bober-Ratzbach-Gebietes die Menschen in die bewaldeten Höhen. Um 1209 wurde Löwenberg gegründet, 1211 Goldberg, während 1242 Breslau folgte. Bergbau und Industrie wurden späterhin zwei wichtige Momente für die wirtschaftliche Entwicklung im Sudetenraume. Da sie beide Seiten, die böhmisch-mährische wie die schlesische, betroffen hat, ist sie schon seit Jahrhunderten dabei, die Bewohner haben wie drüben in gleichem Sinne zu bilden und zu modeln, und damit die Gemeinsamkeit im gesamtschlesischen Raume zu vertiefen, die durch die gleiche natürliche Ausstattung bereits vorgezeichnet ist. Zu den ältesten Industrien gehört zu beiden Seiten die Glasmacherei und die Leinwandweberei. Aus letzterer hat sich die moderne Textilindustrie entwickelt, die auf die Einfuhr fremder Materialien angewiesen ist. Die Verbreitung beispielsweise des Leinwandverlages der Firma Vietis und Peller zeigt, daß die Entwicklung in Böhmen, Schlesiern und der Lausitz in der ersten



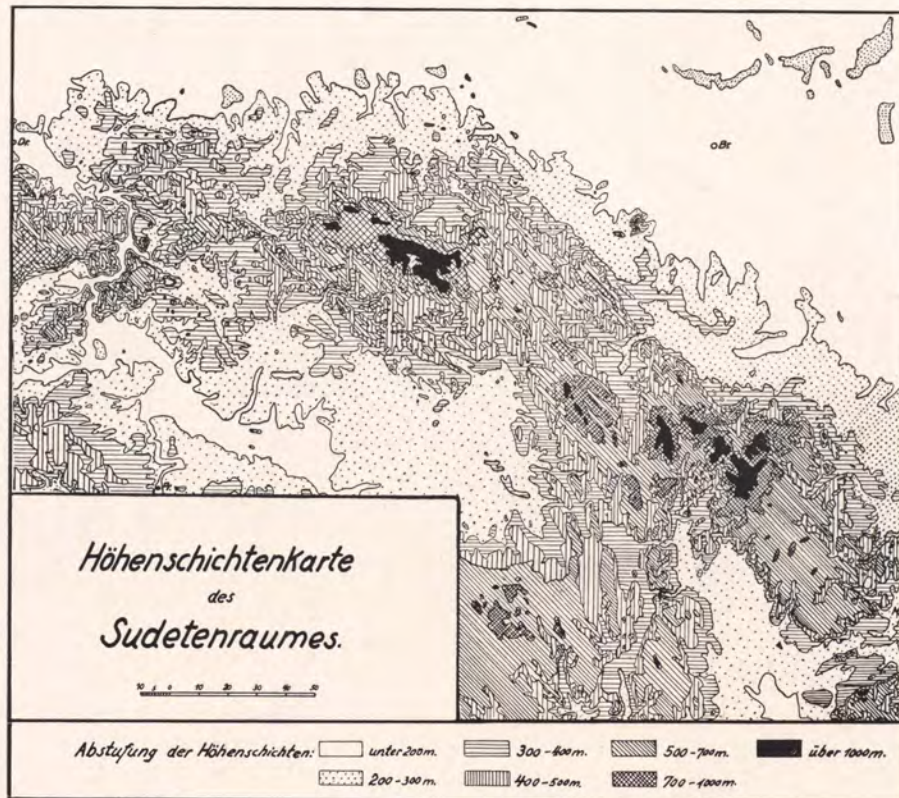
Wald Sumpfgebiet Freilandschaft

11

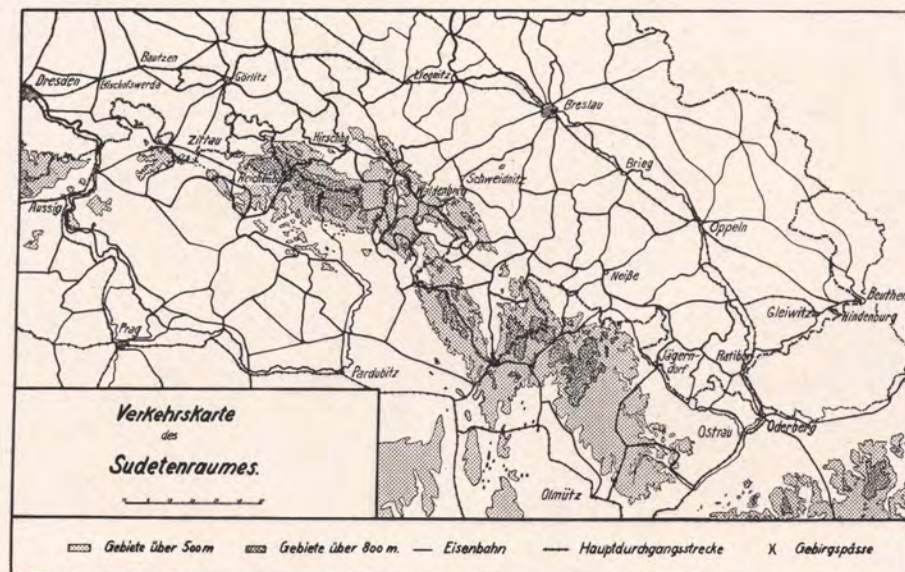


1:100,000

III



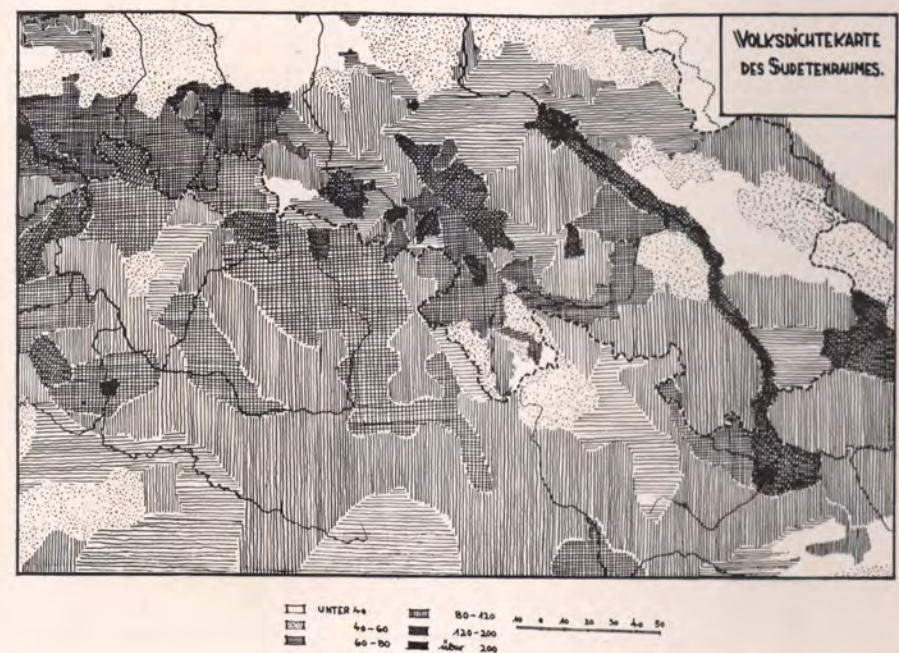
IV

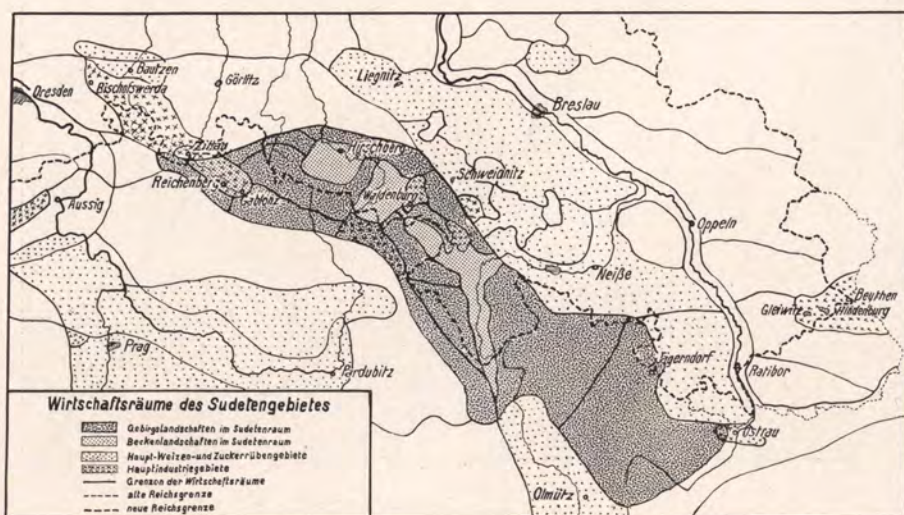
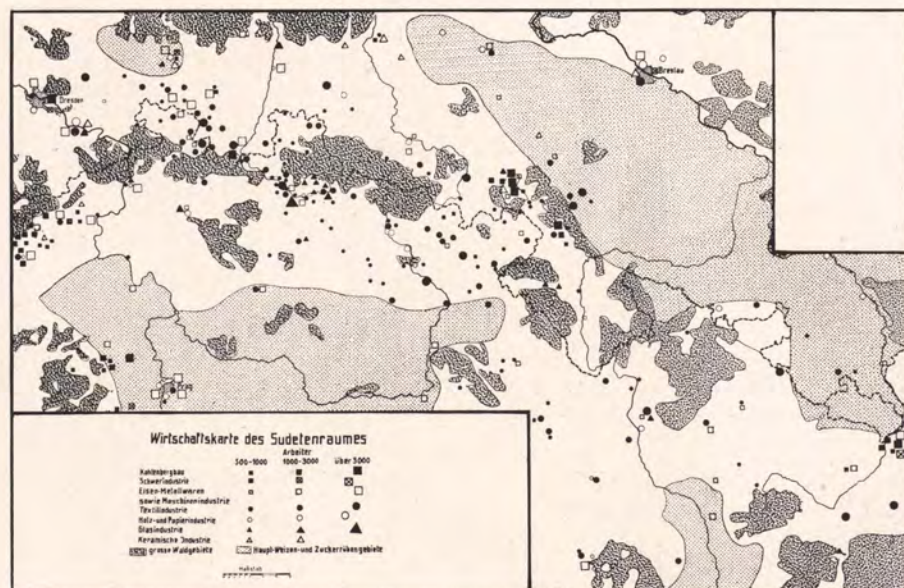


V



VI





Hälfte des 17. Jahrhunderts gleichmäßig zu verfolgen ist. Dadurch waren die Grundlagen der wirtschaftlichen Entwicklung geschaffen, die nachhaltig bis in die Gegenwart fortauern, obgleich durch die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen neue Voraussetzungen für die Entwicklung der Industrien geschaffen waren. Seit dieser Zeit erfolgt der gewaltige Aufschwung der Montanindustrie in Oberschlesien und im Waldenburger Revier.

Das Sudetengebiet zeichnet sich also wirtschaftlich dadurch aus, daß es nicht nur Land- und Forstwirtschaft kennt und die ihre Erzeugnisse verarbeitenden Industrien, sondern daß es ein Bergbau- und Industrieland ist. Es unterscheidet sich dadurch wesentlich von den rein landwirtschaftlich genutzten Gebieten nicht nur Ostdeutschlands schlechthin, sondern gerade des ebenen Vorlandes. Auf diese Weise hat sich die Bedeutung der einstigen Sperrlandschaft ganz außerordentlich gewandelt. Nur so ist es zu verstehen, daß eine Umkehr der Volksdichte stattgefunden hat. Das früher menschenleere Land der Sudeten ernährt jetzt eine dichtere Bevölkerung als die einstigen Ausgangspunkte der Kraftlinien, nämlich die Ackerbecken an Oder, Elbe und Mard. Es gibt wohl kaum einen besonderen Beweis für die Einheitlichkeit des Sudetenraumes als diese Tatsache. Durch die Tatkraft des schlesischen Menschen ist das Wunder geschehen. Dieses Bewußtsein wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit immer wieder von neuem erstarken lassen.

In der Tatsache des Wandels der wirtschaftlichen Betätigung des Menschen liegt nun die Schwierigkeit der Erkenntnis der Lebens- und Wirtschaftsräume. Der Mensch bedarf zum Leben und zu seiner wirtschaftlichen Betätigung eines gewissen Raumes. Dieser fällt im Zustande der autarken Wirtschaft zusammen mit der Nährfläche. Aber schon zur Zeit der Rodungen, und gerade damals, stand der einzelne Siedler und das einzelne Dorf nicht allein, sondern es bildete mit mehreren Dörfern und dem Markorte eine Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft. Sie war nach außen hin durch die Grenzwildnis und die Gebirgskämme von den anderen Nährflächen, also den benachbarten Rodungsgebieten getrennt. Im weiteren Gange der Entwicklung traten größere Zusammenhänge auf, manche der Zellmembranen, der Grenzwildnisse, verschwanden, und es wuchsen benachbarte Nährgebiete zusammen, so die eines Tales oder schließlich eines Tal-systemes. Sie gaben die Grundlage für die Entwicklung von Territorialfürstentümern und Herrschaften und lassen den Vorgang des Eindringens größerer Hoheitsgebiete in das Gebirge erkennen.

Als ein Schulbeispiel wird mit Recht auf die Grafschaft Glatz verwiesen. Aber wir können diese Vorgänge auch an anderen Stellen der Sudeten verfolgen. Die Dynamik des Vorganges der Besiedlung wird uns recht deutlich, wenn wir die waldfreien Flächen vor den Rodungen des Mittelalters mit den heutigen Waldfächen vergleichen. Wir sehen also zuerst die Ausgangspunkte der Kultur und schließlich die gegenwärtige Ackerfläche.

Wir verdanken es den unermüdlichen Forschungen von Otto Schlüter, daß wir in der Lage sind, die Urlandschaft des schlesischen Raumes (1) zu erkennen. Er hat erst kürzlich für Böhmen und Mähren

die Karte herausgebracht*). Für die Provinz Schlesiens liegt ein älterer skizzenhafter Versuch vor, den Schlüter jedoch nicht in der gleichen Fassung aufrechterhalten möchte, jedenfalls will er ihn noch einer gründlichen Umarbeitung unterziehen. Ich habe nun versucht, diese verschiedenen zur Verfügung stehenden Quellen zu einem ungefähren Gesamtbild der Urlandschaft zu verarbeiten und bin dabei zu dem vorliegenden Ergebnis gekommen. Für den böhmisch-mährischen Anteil habe ich mich allein auf Schlüter gestützt, beim reichsdeutschen Anteil sind namentlich bodenkundliche Tatsachen maßgebend gewesen. Wahrscheinlich dürften sich im niederen Vober-Ratzbach-Gebirge noch einige ursprüngliche Siedlungsflächen feststellen lassen.

Die Karte erscheint mir sehr aufschlußreich zu sein. Wir sehen deutlich die Ausgangspunkte der Kolonisation einerseits und die beiden großen Massive der Gebirge andererseits, die Oder- und die Elbe-Ebenen mit ihrem Lösslehmboden und das Riesens-Isergebirge und das Altvatergebirge. An drei Stellen kommen sich die Siedlungsflächen zu beiden Seiten des Gebirges besonders nahe, an den beiden Flanken und im Glazer Bergland. An der Görlitzer Meißer liegen auf jetzt reichsdeutschem Gebiete südlich der Linie Görlitz-Lauban sowie bei Zittau größere waldfreie Flächen, denen auf böhmischer Seite kleinere Flächen an der Isere gegenüberstehen.

Viel näher kommen sich die Siedlungsräume an der mährischen Pforte. Hier ist nach Schlüter das Land um die obere Oder selbst Siedlungsgebiet; es ist nur durch einen schmalen Waldstreifen von den reichen Gefilden der Marchniederung getrennt. Nach Norden hin ist der Anschluß leicht an das Lössgebiet von Troppau und Leobschütz erreicht. So erweist sich die Mährische Pforte von Natur nicht nur durch die Topographie als eine Völkerstraße von größter Bedeutung, zumal nach Osten hin die Karpathen sich anschließen.

Im Glazer Berglande haben wir im Tal der Meißer an der Einmündung der Viele und Steine ein besonderes Nährgebiet. Es ist klein und konnte sich als selbstständiges Kraftfeld nicht behaupten, aber es übernahm sehr bald die Rolle der Vermittlung zwischen Böhmen und Schlesiens. Durch die zwar enge, aber doch sehr kurze Pforte von Wartha steht es in Beziehung zu der schlesischen Ackerenebene. In der Luftlinie sind es nur einige Kilometer. Nach Böhmen hin ist die Verbindung gegeben durch die alten Siedlungsgebiete im Tal der Elbe und der Aupa, während durch den bequemen Paß bei Nachod und Lewin der Übergang nach dem Glazer Kessel zwischen Heuscheuer Gebirge und Habelschwerdter Gebirge leicht ist. Weiter und auch schwieriger ist der Zugang vom Marchfelde her. Auch hier wurde später die Verbindung restlos hergestellt.

Wir erkennen dies sehr schön an der Karte der heutigen Waldverbreitung (II). Bleiben wir zunächst beim Glazer Bergland. Die umgebenden Gebirge sind noch heute von Wald bedeckt. Die Ausräumungslandschaften dagegen sind von den Kolonisten erobert worden, so im Tal der Viele und der Steine. Besonders gelichtet sind die Wälder nach der

Landeshuter Pforte hin, wohin die Verbindung über das Braunauer Ländchen und Friedland gegeben ist. Die großen Waldgebiete beginnen erst wieder am Landeshuter Kamm, woran sich Riesens- und Isergebirge anschließen. Jenseits dieses Massivs bringt das Tal der Görlitzer Meißer die Verbindung von Gablitz und Reichenberg mit dem alten Siedlungsgebiet um Zittau und dadurch mit der Oberlausitz. Andererseits ist aber auch durch das Tal der Isere der Anschluß an das obere Elbegebiet gegeben.

Aufgelockert ist das Waldgebiet in dem Abhangsgebiet des Riesengebirges und im Quadersandsteinplateau. Südlich davon ist es nur noch in Resten vorhanden. Diese aufgelockerte Zone fehlt nach der schlesischen Seite zu, wo nur das Culengebirge mit seinen nördlichen Ausläufern ein dichtes Waldkleid hat. Auf schlesischer Seite trägt gerade der Rand noch Wald, und die heutige politische Grenze greift an einem Saum von verschiedener Breite auf die schlesische Ackerenebene über.

Das Altvatergebirge ist vornehmlich von der March aus aufgeschlossen, so durch das Tal der Tetz. Das Niedere Gesenke dagegen ist von Troppau und Jägerndorf aus besiedelt, wie das auch aus der Geschichte hervorgeht. Die niedrige Kumpfscholle des östlichen Gesenkes ermöglichte den Verkehr von Olmütz nach Troppau. Aber Troppau war der Hauptstützpunkt. Im Jahre 1380 wurde das Oppaland ein von Mähren unabhängiges Lehen der böhmischen Krone. Es teilte sich in die beiden Fürstentümer Jägerndorf und Troppau. Die Annäherung an Schlesiens ging so weit, daß die jeweiligen Herren von Troppau Sitz und Stimme auf den schlesischen Fürstentagen hatten.

Das Marchtal ist vom Elbetal durch eine Gebirgsschwelle getrennt, die dem böhmischen Massiv zuzurechnen ist. Durch die Adler und Szawawa ist eine günstige Verbindung gegeben. Immerhin ist die Gebirgsschwelle, die in Teilen über 500 Meter liegt, bedeutend stärker von Wald durchsetzt, so daß eine klare Scheidung zwischen diesen beiden Siedlungsmittelpunkten vorhanden ist.

Wir haben schon vielfach die Gebirge und Höhenverhältnisse heranziehen müssen, um den Gang der Besiedlung zu verstehen. Sie sind bei der Herausbildung der Lebens- und Wirtschaftsräume von besonderer Wichtigkeit. Es ist selbstverständlich, daß eine zu große Reliefenergie, wenn sie nicht gar den Verkehr unmöglich macht, so doch nicht mehr die Grundlage für die Lebensbedingungen des Menschen zu bieten vermag. Boden und Klima sind gleich hinderlich. So sind die Gebirge die typischen Sperrlandschaften und Schutzzellen der Lebens- und Wirtschaftsräume.

Das Bild der Acker- und Waldflächen wird also ergänzt durch die Karte der Höhengichten (III). Klar hebt sich das Kernstück der Sudeten von dem Vorlande ab. Auf beiden Längsseiten und an der Mährischen Pforte sind durch Bruchstufen und Bruchlinien scharfe Landschaftsgrenzen gezogen. Wir finden sie jedoch nicht überall, so auf der schlesischen Seite nicht an der Oppa, sondern erst vom Reichensteiner Gebirge an, und im Nordosten verliert sie an Kraft im niederen Vober-Ratzbach-Gebirge. Auf der böhmischen Seite gibt es mehrere kürzere Bruchstufen, und durch das Aussetzen derselben an der so-

*) Atlas der Sudetenländer, hrsg. v. Geogr. Inst. d. dtsch. Universität Prag, 1932.

nannten innerjudetischen Mulde sind die Paßübergänge ins nördliche Glazer Gebirge und zur Landeshuter Pforte gegeben. Ein scharfer Abbruch hebt das letzte Glied der Kette, das Jeschken- und Lausitzer Gebirge, scharf aus dem Vorgelände heraus. Nördlich davon fließt die Görlitzer Meißer der Oder zu.

Das orographische Grundgerüst hat der Mensch nicht verändern können, er hat es aber in seiner Wirkung sehr stark abschwächen können. Die orographischen Einheiten sind noch heute Träger der Wirtschaftsräume. Die hohen Gebirge und Massiven treten scharf als Einheiten mit monokultureller Struktur heraus. Es sind dies das Altvatergebirge, das Reichensteiner Gebirge und die übrigen den Glazer Kessel einrahmenden Gebirge, wie das Adler- und Habelschwerdter Gebirge, das Heuscheuer Gebirge und das Eulengebirge. Sie tragen die großen Wälder. So gehören das Riesens- und Isergebirge und schließlich das Jeschken- und Lausitzer Gebirge gleichfalls hierher.

In Fortsetzung des Zuges der letztgenannten Gebirge haben die Abdachungslandschaften des Südrandes eine selbständige Bedeutung erlangt, so namentlich die des Riesengebirges und der innerjudetischen Mulde. Der südliche Teil der Sudeten hat solche besonderen Abdachungslandschaften nicht, denn das Troppauer Hügelland ist bereits auszunehmen und dem Vorlande zuzurechnen.

Eine besondere Bedeutung haben die Gebirgssenkten. Sie geben die äußere Form, gewissermaßen das Gefäß, für die Wirtschaftgebiete. Sie sind je nach der natürlichen Ausstattung vom Menschen genutzt. Auf unserer Karte erkennen wir ganz klar die hauptsächlichsten Becken, das Hirschberger Becken, die Landeshuter Pforte, das Waldenburger und Neuroder Becken, und den Meißegraben. Diese orographischen Einzelheiten sind von grundlegender Bedeutung für die Besiedlung des Sudetenlandes geworden, allein wegen der Möglichkeit, dort Siedlungen zu errichten und Felder anzulegen. Erst später erfolgte dann die weitere Inwertsetzung der Naturgegebenheiten durch den Bergbau, der namentlich das Waldenburger Becken in eine Industrielandschaft umwandelte. Die sekundären Industrien finden wird gleichfalls in den Beckenlandschaften und auch auf den südlichen Abdachungslandschaften mit Trautenau und Nachod.

Diese durchgängige Entwicklung im Sudetenlande konnte nur eintreten, weil die einzelnen wirtschaftlichen Kernlandschaften nicht in absoluter Abgeschlossenheit voneinander dahinlebten, sondern weil die zahlreichen Paßübergänge eine lebendige Fühlungnahme zwischen ihnen ermöglichten. Ohne im einzelnen auf die Beschaffenheit der Pässe und ihre Bedeutung näher einzugehen, wollen wir uns eine allgemeine Anschauung von den wirklichen Verhältnissen an Hand einer Spezialkarte (IV) verschaffen, die nur die Gebiete über 500 Meter und über 800 Meter zeigt. Eine solche Karte ist sehr aufschlußreich. Sie zeigt die breiten Pforten an den beiden Schmalseiten des Gebirgssystems und die Tatsache, daß im übrigen an jeder Stelle die Gebirgsmauer 500 Meter hoch ist. Die schmalste Stelle liegt in der Ausräumungszone der Kreibitz-Stufenlandschaft, den bequemsten Übergang aber bildeten die Landeshuter Pforte und der Meißegraben.

Sehr eng miteinander verbunden sind die mittleren Teile der Sudeten zwischen den beiden Eckfeilern, dem Riesens- und Isergebirge und dem Altvatergebirge. Die Verbindungen bestehen hier sowohl quer über das Gebirge hinweg wie in der Längsachse, die tektonisch vorgebildet ist, also von Glas einerseits über Neurode, andererseits über Trautenau nach dem Waldenburger Revier. Schließlich verläuft eine Längsverbindung noch in der südlichen Abdachungslandschaft von Nachod über Trautenau nach Landeshut. Auf der preussischen Seite wird die Längsbahn von Glas über Neurode nach Waldburg fortgesetzt über Ruhbank nach Hirschberg und Greiffenberg.

Von Hirschberg aus führt die Bahn im Tal des Großen Zacken über den Kamm des Riesengebirges nach Jacobstal und Polaun, um sowohl durch das Iserthal das Elbland zu erreichen, als auch nach Gablonz und Reichenberg ins Tal der Görlitzer Meißer zu gelangen. Hier durchbricht die Bahn das über 800 Meter aufragende Gebirge. Ihr kommt allerdings keine große Verkehrsbedeutung zu.

Auch das Altvatergebirge wird von einer Gebirgsbahn durchquert, die jedoch eine geringere Paßhöhe hat. Sie verzweigt sich nach Überwindung der größten Höhen auf beiden Seiten, bei Halbsitz und bei Lindemwiese, um nach Ottmachau und Ziegenhals bzw. ins Mardachtal und ins Tal der Stillen Adler zu gelangen. Von größerer Bedeutung ist die Bahn, die durch das Plateau des Niederen Giesentes von Jägerndorf nach Olmütz führt und im großen ganzen der berühmten alten Handelsstraße folgt.

Außer den von der Eisenbahn benutzten Pässen gibt es noch eine große Anzahl anderer Pässe, die von Landstraßen benutzt werden und dem lokalen Verkehr dienen; sie sind heute durch den Touristenverkehr bekannt geworden.

All diese Pässe sind wichtig für die innige Verknüpfung der einzelnen Lebensräume des Sudetengebirges untereinander. Sie lassen kein Gebiet außerhalb der Verbindung. Das ist ihre große Bedeutung für die Einheitlichkeit des gesamt-schlesischen Raumes. Ganz anders sehen die Dinge aus, wenn man die Verkehrsstraßen erster Ordnung behandelt. Diese führen um das Gebirge herum. Es sind die südliche Strecke von Dresden über Prag, Pardubitz nach Olmütz und die andere von Liegnitz über Breslau, Oppeln nach Oderberg. Die Querverbindungen sind sehr schlecht. Es fehlt eine gute Verbindung von Warschau, Breslau über das Gebirge nach Prag. Der Freund der deduktiven Methode, J. G. Kohl, findet seine Theorie bestätigt, wenn er die Verbindungen zwischen den Städten Dresden, Breslau, Prag und Mährisch-Odrau betrachtet.

Die Aufgeschlossenheit des Gebirges bringt es mit sich, daß die Besiedlung sich mit erstaunlicher Gleichmäßigkeit über den Sudetenraum hinwegerstreckt hat. Das sehen wir am besten an der Wohnplatzkarte (V). Es sind alle Dörfer und Städte in die Karte eingezeichnet worden, doch die kleinen Wohnplätze weggelassen worden, um Vergleichsmöglichkeiten zu haben. Nur die waldbedeckten, hohen Gebirge heben sich als Gebiete mit geringerer Wohnplatzdichte heraus, also das Altvatergebirge, die Randgebirge des Glazer Kessels

das Riesengebirge und Erzgebirge. Sie heben sich aber kaum stärker heraus als die dünner besiedelten Gebiete außerhalb des Gebirges, wie die Quadersandsteinplatte, die bis nach Sachsen hineinreicht, und das Lausitzer Heidegebiet.

Bezeichnend ist es, daß die Wohnplatzdichte im übrigen im Sudetengebiet nicht kleiner ist als in den Ackerbenen. Ausschlaggebend ist nicht die Güte des Bodens, sondern die Möglichkeit des Erwerbes. Zu beachten ist ferner, daß die Städte sich gleichmäßig verteilen, ein Beweis dafür, daß das ganze Land gleichmäßig in Marktbezirke aufgeteilt ist. Als besonderes Element kommen dann noch die Industrieorte hinzu. So kommt es, daß in manchen Teilen des Gebirges die Stadtdichte größer ist als in der Ebene.

Die Darstellung der Volksdichte in relativer Methode (VI) gibt uns die Möglichkeit, einen genauen Vergleich zwischen den einzelnen Landschaften zu ziehen. Die Karte ist entstanden aus der Zusammenarbeit der Volksdichtekarte Schlesiens von Dr. v. Geldern-Grissendorf, die auf die Wirtschaftsräume zurückgeht, und der Volksdichtekarte von Machatschek, die Gemeinden gleicher Volksdichte zusammenfaßt*). Trotz dieser Ungleichheit der Unterlagen ergibt sich doch ein gutes Bild der tatsächlichen Verhältnisse.

Man kann nicht sagen, daß die Sudeten in irgendeiner Weise geringer besiedelt seien als das Vorland oder die Ebene. Als Gebiete dünner Besiedlung fallen nur das Altvatergebirge, die südliche Umrandung des Glazer Beckens und ein Teil des Riesengebirges heraus. Meist ist aber die Dichte mit 40—60 auf einen Quadratkilometer gar nicht so gering. Viel dünner ist beispielsweise die Besiedlung in der schlesischen Ebene im Waldgebiet von Stober und Malapane, wo wir geringwertige Böden haben, und im östlichen Teile der Lausitzer Heide.

Als besonders dicht besiedelt treten die Landschaften mit Industrie und Bergbau hervor, ganz gleich, ob sie im Gebirge liegen oder nicht. Außerdem sind die Beckenlandschaften besonders dicht besiedelt, wie der Hirschberger Kessel, der Glazer Kessel und das Gebiet der Landeshuter Pforte.

Größere Räume mit dünner Bevölkerung finden wir namentlich im Altvatergebirge und im westlichen Teile des Niederen Gesenkes. Hier ist die Industrie spärlich. Die Dichte nimmt nach dem fruchtbaren Marchbecken und der schlesischen Ackerbene rasch zu. In diesem südlichen Teile der Sudeten haben wir also die Verteilung der Dichte so, wie man es im allgemeinen erwartet. Die Gebiete mit vorwiegender Waldwirtschaft sind dünn besiedelt, die fruchtbaren Gebiete haben eine dichte Besiedlung und haben eine Steigerung von 40 bis 200 und schließlich mehr als 200 im äußersten Südosten, wo allerdings Industrie und Verkehr ausschlaggebend sind.

Da also für die Verbreitung der Menschen und die Aufgeschlossenheit der Räume nicht nur die Orographie ausschlaggebend ist, sondern die Wirtschaft des Menschen, so müssen wir außer der Höhengichten-

*) Wirtschafts- und Verkehrsgeographischer Atlas von Schlesien, hrsg. v. B. Geisler. Breslau 1932, Blatt 10. F. Machatschek, Landeskunde der Sudeten- und Westkarpatenländer. Stuttgart 1927.

karte noch die Wirtschaftskarte (VII) zur Erklärung der Dichte und der Heraushebung der Lebens- und Wirtschaftsräume heranziehen. Wir haben uns bemüht, die Karte möglichst klar und einfach zu gestalten. Ich verdanke die Entstehung dieser und anderer Karten, die für diese Abhandlung neu entworfen sind, der aufopferungsfreudigen Mitarbeit meiner Seminarmitglieder, insonderheit bin ich Privatdozent Dr. v. Geldern-Grissendorf zu besonderem Dank verpflichtet.

Es sind nur die hauptsächlichsten Industrien eingetragenen. So treten die Unterschiede zwischen den einzelnen Räumen besonders klar hervor. Die Gebiete mit Kohlenbergbau sind Mährisch-Ostau, Neurode, Waldenburg und in geringerem Maße Zittau. Zur Ergänzung des Gesamtbildes sind die Gebiete Nordböhmen und von Kladsno-Schlau-Rakonitz nordwestlich von Prag eingetragen. Eine beachtliche Schwerindustrie findet sich nur am Rande der Sudeten, im Mährisch-Ostauer Gebiet. Zur Förderung der Übersichtlichkeit ist die Textilindustrie zu einer Einheit zusammengezogen worden. Sie umfaßt also die Leinen-, Woll- und Baumwollindustrie nebst Spezialbetrieben. Sie ist auf beiden Seiten der Grenze vertreten, und zwar im besonderen Maße in den mittleren Sudeten und in den Westsudeten. Gerade sie greift in gleicher Weise auf alle politischen Einheiten über. Das gleiche gilt auch von der Glasindustrie, die ihre vornehmste Verbreitung um Gablonz und Reichenberg gefunden hat.

Die Karte vermittelt auch einen allgemeinen Überblick über die Forst- und Landwirtschaft. Es sind hervorgehoben die großen Waldgebiete und die Haupt-Weizen- und Zuckerrübengebiete. Letztere liegen außerhalb des eigentlichen Sudetenraumes und kommen ihm gerade in unserer Gegend am nächsten. Zwischen dem Waldgebiet und den Weizengebieten liegen die Räume mit geringerem Anbau und namentlich der Viehzucht.

So führt die Karte der Wirtschaftsgebiete hinüber zu der Karte der Lebens- und Wirtschaftsräume (VIII). Diese ist aus der Auswertung aller bisher besprochenen Karten entstanden und gibt damit zugleich eine Synthese. Es mußte selbstverständlich darauf verzichtet werden, die kleinsten Wirtschafts- und Lebensräume darzustellen, wie es beispielsweise ein Gebirgstal ist. Es konnten nur die größeren Räume berücksichtigt werden, die uns meist auch als Landschaften bekannt sind. Der Begriff Lebens- und Wirtschaftsraum deckt sich zwar nicht ohne weiteres mit dem Begriff der Landschaft, besonders wenn wir diesen nach dem Vorgange von Passarge landschaftskundlich fassen. Denn die Wirtschaft des Menschen bedingt zugleich auch charakteristische Formen der Landschaft, die zum mindesten zur Abgrenzung von Teillandschaften führen müssen. Nicht jede Teillandschaft oder gar jeder Landschaftsteil bildet aber einen Lebens- und Wirtschaftsraum. Insofern ist ein Unterschied zwischen diesen Begriffen.

Beachten wir nunmehr die Aufteilung des Sudetenraumes in Landschaften. Zunächst ist das Kernstück, die eigentliche Großlandschaft der Sudeten, als eine große Einheit dargestellt worden, die aus Gebirgen, Abhängungslandschaften und Becken besteht. Jede dieser Landschaften stellt eine besondere Individualität dar. Von

den Gebirgslandschaften sondert sich namentlich das Plateau des Niederen Gesenkes, in dem die Landwirtschaft eine größere Bedeutung gewinnt als im Altvatergebirge. Nach dem Obertale zu nimmt allerdings der Wald wieder größere Flächen ein. Die Abdachungslandschaften zeigen Mischcharakter. Sie führen auf die Aderebene zu.

Sehr wesentlich ist das Auftreten der Industrie. Sie fehlt zwar im mittleren und nördlichen Teil der Sudeten nirgends vollständig, aber sie tritt doch in einzelnen Räumen so stark auf, daß die Lebensbedingungen der gesamten Bevölkerung in entscheidender Weise beeinflusst werden. Innerhalb des Gebirges ist das der Raum der oberen Neiße, der mittlere Teil der südlichen Abdachungslandschaft, das Waldenburger und das Neuroder Revier. Auch das Ostrauer Revier ragt in den eigentlichen Sudetenraum hinein. In der Lausitz schließt sich an das Reichenbach-Gablonzer Gebiet das von Zittau bis Löbau und Bautzen an. Es wird durch das Braunkohlengebiet von Zittau nochmals gegliedert. In der Schlesiſchen Ebene reicht das Textilindustrieland von Reichenbach bis an die Bruchstufe der Sudeten heran.

So gibt die Karte in großer Übersicht eine Vorstellung von den Lebens- und Wirtschaftsräumen des Sudetengebietes. Sie erscheinen nach großen Gruppen gegliedert. Aber man darf sich nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß jeder der Räume ganz besondere Lebens- und Wirtschaftsbedingungen bietet. Man achte auch auf die Überschneidungen. Die Industrielandschaften im Vorgelände und in der Ebene stehen unter anderen Bedingungen als die im Gebirge. Auch die Lagebeziehungen zu den großen Verkehrsstraßen sind wichtig.

Aus all unseren Betrachtungen aber ist eine Tatsache uns immer wieder entgegengetreten. Der Industrieraum ist keine Schranke, er ist kein siedlungsfeindliches Gebiet, und die Arbeit der deutschen Volksgenossen hat ihn zu einem wichtigen Wirtschaftsraum werden lassen. Wo einst sich eine Vergewildnis hinzog, da finden wir heute blühende Industrie, wo einst Sümpfe den Wanderer behinderten, dehnen sich heute wogende Kornfelder und satte Wiesen aus. Der Mensch des gesamt-schlesiſchen Raumes kann mit Stolz auf die Leistung seiner Vorfahren zurückblicken.

Anton Kiesewetter:

Sudetendeutsche Wirtschaft

Wer die gegenwärtige Wirtschaft der deutschen Siedlungsgebiete in Böhmen, Mähren und Schlesiſien einigermaßen verstehen will, muß die historische Entwicklung der Sudetenländer kennen. Ein Urteil über die Gegenwart, namentlich über die gegenwärtige Wandlung der Wirtschaftsverhältnisse des Sudetendeutschums, kann man vor allem dann gewinnen, wenn die letzten zwei Jahrzehnte in Vergleich gezogen werden.

Böhmen, Mähren und Schlesiſien, ihrer geopolitischen Lage nach im gesamteuropäischen Raum betrachtet, bilden das Herzstück zwischen der Nord- und Ostsee, der Adria und dem Schwarzen Meere. Zu allen Zeiten war Böhmen Kernland, wo sich die Handelswege Nord-Süd, Süd-Nord, West-Ost und Ost-West schnitten. Es hat daher im Bereiche der mitteleuropäischen Gebiete, sowohl politisch als auch wirtschaftlich, stets eine bedeutende Rolle gespielt. Vorgelagert diesem Kernlande war das schlesiſche Gebiet, Mähren und die Westslowakei. Seit diese drei Länder, Böhmen, Mähren und Schlesiſien, zu einer geschichtlichen Einheit verschmolzen waren, spielte das Deutschtum hier politisch und wirtschaftlich immer eine Rolle. Zu gewissen Zeitabschnitten, sowohl politisch wie wirtschaftlich, hatte es sogar die Führerrolle inne.

Drei wirtschaftliche Blüteperioden können als von den Deutschen beeinflusst festgestellt werden: die Städtegründung und Verpflanzung von Handel und Gewerbe unter den großzügigen Fürsten aus dem Hause der Přemysliden; die Zeit Karls IV.; später unter den letzten Habsburgern im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Diese wirtschaftlichen Abschnitte bedeuten immer eine wirtschaftliche Expansion der Sudetenländer, wie sie kaum ein anderes Wirtschaftsgebiet im mitteleuropäischen Raume verzeichnen konnte. Der politische Friede brachte stets wirtschaftlichen Aufschwung; der Ausgleich der Kräfte zwischen den beiden siedelnden Völkern entwickelte immer einen gesunden Wohlstand.

Wer die gegenwärtige wirtschaftliche Lage des Sudetendeutschums einigermaßen begreifen will, muß einen Blick in die letzte Vergangenheit werfen.

Die eigentlichen Industriegebiete der zerfallenen Österreich-ungarischen Monarchie lagen in den Randgebieten von Böhmen, Mähren und Schlesiſien. Ihr Kapitalzentrum war Wien. Von Wien aus wurde das Kapital in die Unternehmungen der Randgebiete von Böhmen, Mähren und Schlesiſien geleitet. Wien war der große Geldhandelsplatz und die

Randgebiete der Sudetenländer die große Werkstatt der alten Monarchie. Die österreichische Reichshälfte als Wirtschaftsgebiet für sich betrachtet, hatte in den Sudetenländern 65 Prozent der gesamten Fabrikbetriebe liegen. 1912 arbeiteten in Böhmen, Mähren und Schlesien 1 537 000 Dampfpferdekräfte, in ganz Österreich 2 312 000. Obwohl die Sudetenländer Böhmen, Mähren und Schlesien von dem österreichungarischen Wirtschaftsgebiete der Fläche nach nur ein Achtel und der Bewohnerzahl nach etwa ein Fünftel ausmachten, betrug der Anteil der Industrie mehr als 51 Prozent, d. h. also, daß die Nord-West-Ecke des alten Staates die beherrschenden Produktionsstätten umfaßte und von hier aus die großen Zusammenhänge mit dem Weltmarkte vermittelt wurden.

Diese Betrachtungen sind voranzuschicken, um die Krise zu ermessen, die der Zusammenbruch 1918 über die deutschen Teile der Sudetenländer heraufbeschwor. Der Verlust an Kriegsanleihe, den vornehmlich das deutsche Sparvermögen und die deutschen Industriekreise der Republik zu tragen hatten, beeinträchtigte in den ersten Jahren die gesamte sudetendeutsche Wirtschaft. Das ehemals einheitliche Zollgebiet verteilte sich auf sieben Staaten, die selbstverständlich alle bestrebt waren, ihre Finanz- und Handelspolitik vom Zentrum Wien zu lösen und nach neomerkantilistischen Methoden einzurichten. Dadurch kamen die großen Betriebe in den sudetendeutschen Randgebieten in eine sehr schwierige Lage. Eine Scheinkonjunktur, die auf den Warenhunger der mitteleuropäischen Gebiete aufgebaut war, wurde durch eine Krise abgelöst, die vornehmlich das deutsche Industriegebiet heimsuchte. Alte Betriebe wurden gesperrt, und die Arbeitslosigkeit lastete schwer auf der öffentlichen Hand. Hierzu traten die Verluste aus den Währungsumstellungen der Nachbarstaaten, die vornehmlich durch die Inflation der Mark noch gesteigert wurden. Nach Überwindung der Krise 1923/24 schien eine neue günstige Entwicklung die Schäden einigermaßen gutzumachen. Die große Weltwirtschaftskrise hat auch diese Hoffnungen zunichte gemacht. Seit drei Jahren ringen die Sudetendeutschen neuerlich ums nackte Leben, da ihr Wirtschaftsgebiet mit den weltwirtschaftlichen Zentren die innigsten Zusammenhänge hatte.

Die Entwicklung des tschechoslowakischen Staates in wirtschaftlicher Hinsicht hatte selbstverständlich auch in den Besitzverhältnissen der Sudetendeutschen große Verschiebungen zur Folge. Ihre wirtschaftliche Macht und ihr wirtschaftlicher Einfluß wurde gegenüber der Vorkriegszeit wesentlich herabgedrückt. Unter den Nachkriegsverhältnissen hatte am meisten die Textilindustrie zu leiden, die selbst nach den Angaben des tschechischen Wirtschaftlers Hejda in der „Prítomnost“ zu Beginn der Staatsgründung noch mit 89 Prozent deutsch war. Besonders in der Schwerindustrie kommt der Rückgang des deutschen Einflusses zum Ausdruck. In dieser Industriegruppe konnte noch vor Eintritt der Krise das Verhältnis mit 60:40 des tschechoslowakischen Anteiles zum deutschen angenommen werden. Das gegenwärtige Verhältnis scheint noch ungünstiger zu liegen. Im alten Staate war diese Gruppe fast ausschließlich von deutschem Einfluß beherrscht. Die Führung der Schwerindustrie geht allmählich vollständig dem Deutschtum verloren, was unter Berücksichtigung des Arbeitsplatzes für die Zukunft des deutschen technischen Nachwuchses recht ungünstig ist. Im Bergbau, Steinkohle und Braunkohle — obwohl auch hier eine genaue statistische Zählung nach dem

Kapitalsanteil unter Berücksichtigung des deutschen Standpunktes schwierig ist —, kann immerhin bei Steinkohle der tschechoslowakische Anteil zum deutschen mit 34 : 56, bei Braunkohle von 20 : 80 angesehen werden, wobei jedoch zu bemerken ist, daß unter dem deutschen Anteil internationale Interessen mit eingerechnet sind. Die Maschinenindustrie hat sich ausschließlich zugunsten des tschechischen Volkes entwickelt. Der deutsche Anteil dürfte nurmehr 18 Prozent betragen. Hierzu sei noch angeführt, daß die Autoindustrie zu 85 Prozent tschechischer Kapitalsbesitz ist. Unter die Großindustrien, die namentlich durch die gegenwärtige Krise heftig zu leiden haben, ist die Porzellanindustrie zu zählen, die vor Eintritt der Weltwirtschaftskrise mit nahezu 85 Prozent als in deutschen Händen angesehen werden konnte. Die Schwere der Krise kommt vor allem auch darin zum Ausdruck, daß zahlreiche Interessen, die ehemals mit der österreichischen Kreditanstalt verbunden waren, nunmehr in fremde Hände übergegangen sind, was für die kommende Entwicklung des Sudetendeutschtums sich auf dem Arbeitsmarkte für Industrie- und Handelsintelligenz nachteilig auswirken dürfte.

Eine besondere Eigenart der sudetendeutschen Wirtschaft, die für den Weltmarkt und dadurch für die tschechoslowakische Gesamtwirtschaft eine große Bedeutung hat, ist die Gابلonzer Industrie. Hier kann noch heute mit rund 86 Prozent deutschem Anteil gerechnet werden. Auch die übrige Glasindustrie ist noch mit 80 Prozent deutsch anzusprechen, doch wirkt sich gerade in dieser Industrie die gegenwärtige Krise besonders hart aus und trifft das Sudetendeutschtum sehr schwer. Überwiegend deutsch ist noch die Seiden- und Posamentenindustrie, die Musikinstrumenten-, Knopf-, Kunstseiden- und Druckereiindustrie, ferner die Industrie der Teerderivate, Farben und Lacke, Mineralöle.

In der chemischen Industrie ist das Verhältnis zwischen tschechischem und deutschem Anteil vor dem Zusammenbruch der Kreditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien mit 40:60 angesehen worden. Die gegenwärtige Lage in dieser Gruppe dürfte aber eher zu einem gesteigerten Einfluß des tschechischen Kapitals neigen. In der Zuckerindustrie hielt sich vor Eintritt der schweren Krise der tschechische und deutsche Anteil ungefähr die Wage. Bei den Raffinerien überwog der deutsche und bei den Zuckerfabriken der tschechische Besitz.

Die gegenwärtige Lage der sudetendeutschen Industrie kann der so genannten weltwirtschaftlichen Entwicklung nach nicht günstig angesehen werden. Die weitere Zukunft liegt im Mittelbetriebe, weshalb für das sudetendeutsche Gewerbe, trotz seinem schweren Daseinskampf, immer noch bessere Aussichten bestehen. Ein ganz ausgezeichnete Nachwuchs, der früher ausschließlich dem Großbetrieb, dem Privatdienst und dem öffentlichen Dienst zugute kam, wird für die Hebung des Standes von großer Bedeutung werden. Für die künftige wirtschaftliche Entwicklung des Sudetendeutschtums hat das Gewerbe ausschlaggebende Bedeutung. Der ererbte Kunstsinne weiter sudetendeutscher Bevölkerungsschichten, deren Mäßigkeit und Emsigkeit, Sparsamkeit und Bescheidenheit, bieten trotz äußerst schwieriger Verhältnisse für die gewerbliche Berufsentwicklung im günstigen Sinne eine gewisse Gewähr. In den größeren Städten, soweit sie im sudetendeutschen Wirtschaftsgebiete vorhanden sind, droht

das Warenhaus ein Hauptkonkurrent des Kleinhandels und Kleingewerbes zu werden. Die mit dem Fremdenverkehr zusammenhängenden Gewerbe entwickelten sich günstig und haben bei einigermaßen abflauender Krise und Lockerung der Verkehrsverhältnisse auch wieder bessere Tage zu erwarten. Hier hat die Krise vornehmlich im letzten Jahre schweren Schaden gebracht, und nur mit äußerster Anstrengung können manche Betriebe für den Fremdenverkehr erhalten bleiben. Das Bekleidungs-gewerbe ist durch die Konfektion und das Schuhmacher-gewerbe durch die Großerzeugung in den Hintergrund gedrängt worden. Die Motorisierung des Verkehrs erschließt für das Gewerbe neue Entwicklungsmöglichkeiten, worauf besonders die künftige Generation vorzubereiten sein wird, wenn auch der Konzeptionszwang vom nationalen Standpunkt aus mit Vorsicht in Rechnung gezogen werden muß.

Die sudetendeutsche Arbeiterschaft hat in den Zeiten der Industriekrise schwere Tage zu überwinden. Es handelt sich im allgemeinen um die Behauptung des Arbeitsplatzes. Die Sozialpolitik der Nachkriegszeit und die gute gewerkschaftliche Organisation der sudetendeutschen Arbeiterschaft, die vielfach bis in die alte Monarchie zurückgreift, hat den sudetendeutschen Arbeiterstand politisch und wirtschaftlich einflußreicher als ehemals gemacht. Seine weitere Entwicklung hängt innigst mit dem Stand des sudetendeutschen Unternehmertums zusammen. Das Einkommen des Arbeiters ist innerhalb der sudetendeutschen Wirtschaftsgebiete sehr verschieden. In den verkehrsentlegenen Teilen gibt es Industrien, die lediglich ihre Lebensfähigkeit den niedrigen Arbeitslöhnen verdanken. Im Interesse einer gesunden Volkspolitik ist es gelegen, daß die Lebensgrundlagen des deutschen Arbeiters erhalten bleiben. Wie schwer der Kampf ums Dasein in Industrie, Handel und Gewerbe ist, zeigen einige Zahlen, die lediglich die Ausfuhr aus der Republik nach Deutschland betreffen. Dorthin wurden 1928 Baumwolle und Waren daraus für 386 Millionen Kronen ausgeführt, im Jahre 1930, mit Einsetzen der Krise, für 278 Millionen Kronen, 1932 für 58 Millionen Kronen und vom Januar bis April 1933 für 12½ Millionen Kronen, was ungefähr der Hälfte der Ausfuhr im gleichen Zeitraum des Vorjahres entspricht. Die Holzausfuhr sank seit 1928 von 528,3 Millionen Kronen auf 252 Millionen Kronen im Jahre 1930 und auf 147,7 Millionen Kronen 1932. In den ersten vier Monaten des Jahres 1933 ging die Ausfuhr um rund 8 Millionen gegenüber dem gleichen Zeitabschnitt des Vorjahres zurück. Das gleiche ist festzustellen in einem der wichtigsten Artikel, der vor allem anderen das sudetendeutsche Wirtschaftsgebiet sehr schwer trifft: in Glas und Glaswaren. Die Ausfuhr sank vom Konjunkturjahr 1928 von 129,5 Millionen Kronen auf 63,9 Millionen Kronen im Jahre 1932 und konnte im Jahre 1933 in den ersten vier Monaten nur 15,2 Millionen erreichen.

Diese wenigen Zahlen beweisen, in welcher schwereren Krise sich vor allem die auf Ausfuhr angewiesenen gewerblichen Unternehmungen befinden. Denn das Sinken der Ausfuhrziffern, die sich auch den anderen Staaten gegenüber in einer ähnlichen, wenn auch nicht in so abfallender Kurve bewegen, hat eine Arbeitslosigkeit zur Folge, die sich im sudetendeutschen Gebiete besonders nachteilig auswirkt und alle Berufsschichten mehr oder weniger belastet.

Einen großen Verlust erlitt das sudetendeutsche Volksvermögen durch die Bodenreform. Unstreitig gehört die Tschechoslowakische Republik zu den landwirtschaftlich leistungsfähigsten Staaten Europas. Etwa 25 Prozent der Staatsfläche, die 140 408 Quadratkilometer beträgt, wurden beschlagnahmt. Durch diese Beschlagnahme wurde in den Sudetenländern vornehmlich der deutsche Großgrundbesitz getroffen. Nach der Statistik zählte das Gebiet der Tschechoslowakischen Republik 1918 2308 Großgrundbesitzer über 100 Hektar. Die Verschiebung der Besitzverhältnisse fand fast ausschließlich zuungunsten des Deutschtums statt. Die Bodenreform hat die endgültige Verminderung des deutschen Großgrundbesitzes erreicht und den zahlreichen deutschen Beamten, Angestellten und Arbeitern der landwirtschaftlichen Großgüter künftig ihr Wirkungsfeld genommen. Von den im deutschen Sprachgebiete beschlagnahmten, enteigneten 361 000 Hektar landwirtschaftlichen Bodens sind rund 319 000 Hektar in tschechoslowakischen Besitz übergegangen. 11 000 Hektar Kleinzuteilungen und 31 172 Hektar Kleinpachtgrundstücke sind in deutschen Händen geblieben. Durch die Zerschlagung der Güter in Restgüter und durch die Beschlagnahme der Grenzforste zugunsten des Staates ist der deutschen land- und forstwirtschaftlichen Intelligenz künftig der Arbeitsplatz zum größten Teile entzogen worden, was für die Berufsbildung des sudetendeutschen Nachwuchses neue Probleme schafft. Die deutsche landwirtschaftliche Organisation in Böhmen, Mähren und Schlesien ist gut und hat sich in den schweren Zeiten der Nachkriegszeit bewährt. Ihre politische und wirtschaftliche Machtposition vermochte sie nicht nur zu behaupten, sondern auch zu erweitern. Wenn sich auch die Lage der sudetendeutschen Landwirtschaft seit 1920 verschlechterte, so war dies nur eine Folge der allgemeinen landwirtschaftlichen Krise. In den letzten Jahren hat insbesondere der deutsche Hopfenbauer durch den Rückgang des Hopfenpreises schweren Schaden erlitten. Der Frost im Winter 1929 hat auch die Obstkulturen der deutschen Gegenden schwer geschädigt, was für die nächsten Jahre eine Einbuße von vielen Millionen landwirtschaftlichen Ertrages ausmacht. Der sudetendeutsche Bauer, der von den fruchtbaren Niederungen bis zu den Hutweiden des Gebirges sein Dasein fristet, ist durch seinen sprichwörtlichen Fleiß auch fernerhin der Grundpfeiler zur Erhaltung der deutschen Scholle. Die Beamten und Festbesoldeten, die Angestellten in Industrie und Handel sowie des Großgrundbesitzes bildeten in der Vorkriegszeit eine sehr einflußreiche Schicht im wirtschaftlichen und geistigen Leben der Sudetendeutschen. Im neuen Staate ist der sudetendeutschen Jugend, wenn auch nicht gesellschaftlich, so doch praktisch, die große Laufbahn im Staatsdienst größtenteils genommen. Stellt doch das tschechische Volk selbst mehr Anwärter als Plätze vorhanden sind. Nur noch die restlich verbliebenen deutschen Geldinstitute und die bestehenden größeren deutschen Betriebe sind der strebsamen Jugend für ein besseres Fortkommen, wenn auch spärlich, noch offen. Die wirklich gut besoldeten Stellen werden auch künftig sehr dünn gesät sein.

Die schwierigen Verhältnisse, unter denen die sudetendeutsche Wirtschaft im letzten Jahrzehnt in allen ihren Gliedern zu leiden hat, konnten nur durch Fleiß und außerordentliche Regsamkeit einigermaßen überwunden werden. Die Krise stellt neue große Probleme.

Es ist ein Zeichen der gesunden Kraft, die dem sudetendeutschen Wirtschaftsleben innewohnt, daß trotz aller ungünstigen Zeitercheinungen die sudetendeutsche Geldwirtschaft immerhin eine entsprechende Kapitalbildung aufwies. Besonders günstig entwickelte sich das Volksgeldwesen. Zu den Volksgeldanstalten rechnen wir rund 160 deutsche Gemeinde-sparcassen öffentlichen Rechts, die 6 Milliarden Kronen Spargelder verwalten; gegen 44 deutsche Bezirksvorschußkassen in Böhmen mit rund 500 Millionen Kronen Spargeldern; 1180 deutsche Raiffeisenkassen mit etwa 1,6 Milliarden Kronen Spargeldern und 288 deutsche Kreditgenossenschaften nach Schulze-Delitzsch mit 2,8 Milliarden Kronen Einlagen. Das deutsche Volksgeldwesen verwaltet 10½ Milliarden Kronen Spargelder, die in zahlreichen Krediten innerhalb der sudetendeutschen Wirtschaft angelegt sind. Diese deutschen Geldanstalten haben in der Krise zwar eine Schwächung erfahren, doch im großen und ganzen überwanden sie die schweren Jahre 1931/32 und das erste Halbjahr 1933 verhältnismäßig gut. Die Prager Großbanken besitzen im deutschen Randgebiet Zweigniederlassungen, denen immerhin gegen 2 Milliarden deutsche Einlagen anvertraut sein dürften. Als rein deutsche Handelsbank ist nur noch die Deutsche Agrar- und Industriebank übriggeblieben, während die Centralbank der deutschen Sparcassen, die als Geldausgleichsstelle der Volksgeldanstalten gerne in Anspruch genommen wurde, im März d. J. ihre Schalter schloß. Für das Sudetendeutschtum bedeutete die Zahlungseinstellung der Centralbank der deutschen Sparcassen ein großes Unglück. Die durch das Moratorium einiger kleinerer Geldinstitute festgefahrenen Einlagen wurden erheblich vermehrt, so daß heute rund 800 Millionen Spargelder der sudetendeutschen Wirtschaft festliegen, die selbstverständlich die Kreditkrise verschärfen. Durch den Schaltereschluß der Centralbank der deutschen Sparcassen ist die Bedeutung der Volksgeldorganisation noch mehr als bisher in den Vordergrund geschoben. Das Sudetendeutschtum hat danach zu streben, in seiner Geldwirtschaft klare und gesunde Verhältnisse zu schaffen. Der Genossenschaftsgedanke ist sowohl in der Landwirtschaft als auch im gewerblichen Leben der Sudetendeutschen auf dem Vormarsche. Er konnte auch durch Rückschläge in der Krise nicht zurückgeworfen werden. Der Anteil der Sudetendeutschen an der gesamten Staatswirtschaft ist sehr beträchtlich.

Für die sudetendeutsche Wirtschaft trat in den natürlichen Faktoren in der Nachkriegszeit keine Änderung ein. Entwicklungsgeschichtlich wurden die Rechtsverhältnisse nach dem alten österreichischen Staate übernommen, aber alle anderen Bedingungen, wie Markt und Naturprodukte, sind durch den neuen Staat und die Staatenbildung beeinflusst worden. Die Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsverhältnisse haben sich gegenüber der Vorkriegszeit sehr geändert. Wenn auch der neue Staat teilweise die alten Geleise gefahren ist, so hat seine Handelspolitik auf die sudetendeutsche Wirtschaft doch umbildend gewirkt. Die Sozialpolitik hat den deutschen Unternehmer vor neue Fragen gestellt, die nicht immer zu lösen waren. Wirtschaftsorganisatorisch hat sich im allgemeinen, was den Klein- und Mittelbetrieb angeht, wenig geändert. Der landwirtschaftliche Großbetrieb der Vorkriegszeit ist dem Sudetendeutschtum verlorengegangen. Die Industrie wurde durch die Änderung der Staatsgrenzen hart getroffen. Auf dem Weltmarkte befindet sich die sudeten-

deutsche Industrie des öfteren im Konkurrenzkampf mit der Industrie Deutschlands. Die Aufgaben der sudetendeutschen Wirtschaft sind schwieriger als anderwärts. Nur mit äußerster Anstrengung kann sich der Sudetendeutsche unter den heutigen Verhältnissen dem tüchtigen tschechischen Partner gegenüber auf die Dauer behaupten. Die Geistigkeit im heimischen Wirtschaftsleben muß vielfach eine Umwandlung erfahren. Erleben wir doch heute in der gesamten Weltwirtschaft eine der größten Umwälzungen aller Zeiten. Die alten überkommenen Wege sind ausgefahren, und es müssen neue beschritten werden. Neue schwere Aufgaben treten an die Sudetendeutschen heran. Sie können nur durch Anspannung aller Kräfte und durch intensive Organisation gelöst werden.

Arbeit in der Wirtschaft bedeutet nicht nur Arbeit für sich als unliebsame Last, sondern Arbeit für das Gemeinwohl. Der Gemeinschaftsgedanke, wie ihn die hohen sittlichen Ideen der Genossenschaft vertreten, muß mehr denn je in der sudetendeutschen Wirtschaft zum Durchbruche kommen. Nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft eines Volkes ist bei den Entschlüssen im Wirtschaftsleben eines Volkes zu berücksichtigen. Die Gegenwart wird durch ihren Arbeitsertrag nur dann befriedigen können, wenn wir uns der Aufgaben vor der Zukunft bewußt sind. Gegenwärtig müssen wir erkennen, daß wir alle in der Fron stehen für die Zukunft unseres Volkes — nur so wird den schaffenden Geschlechtern das Leben noch Erstrebenswertes bieten.

Heinrich Bechtel:

Die gegenwärtige Wirtschaftslage im reichsdeutschen Schlesien

Das Thema würde vom praktischen Wirtschaftspolitiker verlangen, daß er unter Anführung möglichst vieler Einzeltatsachen aus den verschiedenen Wirtschaftszweigen Schlesiens die gegenwärtige Konjunktur zeichnet. Als Wirtschaftstheoretiker sehe ich die Aufgabe anders an: uns soll nicht nur der empirische Tatsachenstoff in seiner bunten Mannigfaltigkeit fesseln, wir wollen nicht nur eine möglichst genaue Momentaufnahme des gegenwärtigen Zustandes haben, sondern wollen erkennen, wo die Überlieferung der Vergangenheit noch in der Gegenwart zu spüren ist, welche Kräfte in die Zukunft hinüberweisen, welche Stellungnahme zu den Gegenwartsfragen die richtige ist. Wir möchten Verständnis für das Werden gewinnen, damit wir frühzeitig und klar das Ziel erkennen können. Kurz, es ist für uns wichtiger, festzustellen und zu sagen, wie man die Welt der wirtschaftlichen Erscheinungen sieht, welche geistige Haltung man ihnen gegenüber einnimmt, als eine Menge von Tatsacheinzelheiten aufzuhäufen. Deshalb ist in diesem Vortrag zuerst auf den geistigen Wandel in unserem Verhalten zur Wirtschaft hinzuweisen, der sich in der Jetztzeit vollzieht.

Eine frühere und erst jüngst vergangene Zeit legte auf die Erforschung des geistigen Verhaltens der Gemeinschaft zur Wirtschaft wenig Gewicht. Denn die Wirtschaft galt als ein Gefüge, das aus einer eigenartigen Gesetzmäßigkeit heraus wie ein Automat funktionierte. Diese liberalistische Betrachtungsweise übersah die Wirksamkeit des Einzelwillens und des Kollektivwillens in der Wirtschaft oder vernachlässigte sie zumindest bei ihren Untersuchungen. Auch die marxistisch-sozialistische Denkweise nahm den geistigen Zusammenhängen im Wirtschaftsleben gegenüber eine vor- gefasste Stellung ein. Der Wille der Menschen in der Wirtschaft konnte in der marxistischen Vorstellungswelt, wo ja das Materielle als das Primäre, das Geistige als das Abgeleitete galt, zu keiner maßgebenden Rolle berufen sein.

Die Betrachtungsweise unserer Zeit unterscheidet sich von all dem in zweierlei Richtung: erstens geht sie davon aus, daß die Wirtschaft ein System von Mitteln ist, dazu bestimmt, der völkischen Gemeinschaft zu dienen, und zweitens stellt sie fest, daß die Gemeinschaft mit einer bestimmten Seelenhaltung und Willensrichtung ihre Wirtschaft betreibt. Beides steht im Grunde genommen in untrennbarem Zusammenhange. Denn wenn die Wirtschaft mit ihren arteigenen Mitteln dazu berufen sein soll, zu dienen, so müssen Leiter, Führer, Regierer, Unternehmer,

Angestellte und Arbeiter da sein, die der Wirtschaft maß- und richtunggebend gegenüberstehen. Wir fragen also, was die Produzenten und Konsumenten von der Wirtschaft erwarten und verlangen, welche Aufgaben sie ihr stellen, wie sie die Wirtschaftsorganisation aus- oder umgestalten wollen, wie sie geistig zur Wirtschaftstechnik stehen. Dies alles findet seinen Ausdruck in einer aktiven, positiven Haltung gegenüber der Wirtschaftspolitik. Aus der Erkenntnis heraus, daß demnach das Wirtschaftliche im Leben der Volksgemeinschaft nichts Isoliertes sein kann, ergibt sich zwingend die Folgerung, daß bei allen Betrachtungen und Untersuchungen des Wirtschaftslebens die außerwirtschaftlichen Einflüsse zu berücksichtigen sind. Solche außerwirtschaftlichen Einflüsse kommen vorzugsweise von drei Richtungen her: vom politischen, vom religiösen, vom kulturellen Gebiet. Von diesen drei Gebieten können die Kräfte zur Aktivierung der Wirtschaftspolitik ihre Anregung erhalten.

Aus unserer grundsätzlichen Stellungnahme zu den Problemen des Wirtschaftslebens ergibt sich für das vorliegende Thema die Notwendigkeit, die Wirtschaft stets im Zusammenhang mit dem Wirtschaftsmenschen zu betrachten und zu fragen, welche Möglichkeiten willensmäßiger Beeinflussung der schlesischen Wirtschaft sich bei den Naturgegebenheiten der schlesischen Wirtschaftslandschaft für die Zukunft ergeben.



Die Wirtschaftsverhältnisse Schlesiens sind in hohem Maße bestimmt durch seine geographische Lage. Wie eine lange Zunge streckt sich Schlesien nach Osten vor, dreimal so lang wie breit, mit seinen östlichen Gebieten in Oberschlesien rund 400 Kilometer und mehr entfernt von den Wirtschaftsgebieten Mitteldeutschlands. 70 Prozent der Provinzgrenzen, das sind rund 1150 Kilometer, grenzen an fremde, durch Zollmauern abgeschlossene Länder, an Polen und die Tschechoslowakei.

Die insulare Grenzlage Schlesiens hat von jeher seine Wirtschaft beeinflusst. Schon in den Zeiten der mittelalterlichen Kolonisation ging der Blick des Schlesiens, insbesondere des schlesischen Kaufmanns, über die Grenzen nach Osten und nach Norden. Schlesien war Grenz- und Ausfuhrland von und nach dem Osten und Norden, und auch das südliche Randgebirge war durchlässig genug für regelmäßigen Austauschverkehr. Erschwerungen des Verkehrs nach dem deutschen Mutterlande ergaben sich zum ersten Male durch die Politik Kasimirs des Großen. Störungen brachten weiter die Hussitenkriege. Die erste große grundsätzliche Strukturwandlung in der schlesischen Wirtschaft brachten aber die Entdeckungen neuer Seewege und Erdteile um 1500, wodurch Konstantinopel aus seiner dominierenden Stellung als Handelsemporium zwischen Europa und Asien verdrängt wurde und damit auch die Inanspruchnahme der schlesischen Handelsbrücke zwischen Ost- und Mitteleuropa sich erübrigte. Schlesiens Bewohner mußten sich im Laufe der Jahrhunderte drehen und wenden, um sich in immer neue Lagen hineinzufinden. Nach den Verwüstungen durch den 30jährigen Krieg hatten sie schwer unter der merkantilistischen Wirtschaftspolitik der Nachbarn Rußland und Sachsen-Polen, nach dem Siebenjährigen Kriege unter der Abschließung seitens Österreichs zu leiden. Die bisher letzte große geopolitische Verlagerung in den Grenzverhältnissen brachte für Schlesien das Diktat von Versailles. Trotz zeitweiliger Grenzsperrungen war jahrhundertlang die Wirtschaft Schlesiens mit derjenigen seiner Nachbarn verbunden gewesen. Die scheinbare äußere Abgeschlossenheit Schlesiens darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß seine Wirtschaftsbeziehungen — besonders wieder seit der Mitte des 19. Jahrhunderts — über die Landesgrenzen hinausstrebten, wodurch Industrie und Handel Schlesiens ihr eigenartiges Gepräge erhielten.

Die gegenwärtige Wirtschaftslage ist dadurch gekennzeichnet, daß durch das Versailler Diktat aus einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet mit aufgelockerten und durchlässigen Grenzen nun ein verstümmelter Körper geworden ist, äußerlich eine Landzunge, die wie in eine Zange zwischen Polen und der Tschechoslowakei eingeklemmt ist. Es ist ja nicht nur in Ostoberschlesien ein großes Gebiet mit seinen Rohstoffschätzen und Menschen verloren gegangen, sondern es wurden durch die völlig willkürliche und sinnlose Grenzziehung im Osten und Norden Schlesiens Hunderte von Verkehrsverbindungen, Straßen, Chaussees, Brücken, Eisenbahnlinien usw. zerschnitten, Feldfluren und Wirtschaftsgemeinschaften zerrissen, Arbeitsplätze und Wohngebiete voneinander getrennt, Absatzmöglichkeiten und Austauschbeziehungen jäh gestört. Die früheren Wirtschaftsbeziehungen Schlesiens nach den Provinzen Posen, West- und Ostpreußen sind unterbunden worden, an der Ost- und Nordgrenze Schlesiens entstand eine breite Zone wirtschaftlicher Zerstörung, ein Wirtschafts-

friedhof für die dortigen Klein- und Mittelstädte. Man schätzt den Verlust, den das niederschlesische Gewerbe durch die Abtrennung der Provinzen Posen und Westpreußen erlitten hat, bis auf 50 Prozent des Umsatzes in einzelnen Zweigen. Besonders betroffen sind in Niederschlesien der Bergbau, die landwirtschaftlichen Veredelungsindustrien (Mühlen- und Zuckerindustrie), die Textilindustrie, die Produktion landwirtschaftlicher Maschinen, Ziegeleien, Möbelindustrie u. a.

Schlesien, das nicht mehr nach Osten, nach Norden und Süden seine Produkte ausführen kann, das nicht mehr wie noch kurz vor dem Kriege Assortierungs- und Exportzentrum für den gesamten Osten ist, sieht sich nun gezwungen, innerhalb seiner verstümmelten Grenzen seine Wirtschaft neu aufzubauen und ihr die Blickrichtung auf den deutschen Binnenmarkt zu eröffnen. Die schlesische Wirtschaft muß sich neue Absatz- und Austauschmöglichkeiten in Mitteldeutschland, Süd- und Norddeutschland suchen. Was eine solche Forderung in Wirklichkeit bedeutet, mögen folgende Betrachtungen zeigen.

Die Wegnahme Ostoberschlesiens bedeutet Zerstörung und Zerreißung einer Wirtschaftseinheit. Bergbau, Eisenhüttenindustrie, Kalk- und Zementindustrie waren aufeinander eingespielt. Einen gewinnbringenden Absatz ihrer Produkte nach Mitteldeutschland hindert die Frachtbelastung durch die Wirtschaftsferne Schlesiens. Auch trifft das schlesische Industrieerzeugnis dort auf die Konkurrenz der west- und mitteldeutschen Industrien, die über eine seit Jahrzehnten ausgebauten Absatzorganisation verfügen und frachtbegünstigter, also billiger anbieten können. Die ober-schlesische Steinkohle ist infolge der jetzigen Frachtbelastung weder in Mitteldeutschland noch an seinem einzigen Ausfahrhafen Stettin konkurrenzfähig, solange nicht die Wirtschaftsferne durch eine besondere Eisenbahntarifgestaltung oder durch den Ausbau der Oderwasserstraße überwunden wird.

Die Wirtschaftsstockung in Schlesien läßt sich eindeutig an den Zahlen des Steueraufkommens nachweisen. Die Kopfdurchschnitte für die Lohnsteuer, die Einkommen- und Körperschaftsteuer, die Vermögens- und Umsatzsteuer liegen allenthalben unter dem Reichsdurchschnitt. Sparsamkeit und Sparmöglichkeit zeigen gleichfalls im Vergleich mit den Zahlen des Reichs unterdurchschnittliche Größen. Andererseits liegen die Zahlen für die Verschuldung der Landwirtschaft und die Zwangsversteigerungen über dem Reichsdurchschnitt.

* * *

Vollständiger wird diese Skizze der allgemeinen Verhältnisse in der Wirtschaft Schlesiens erst, wenn wir nach den charakteristischen Erscheinungen im schlesischen Bevölkerungsaufbau fragen. Hier nimmt Oberschlesien bei einer Gegenüberstellung mit den preussischen oder Reichsdurchschnittszahlen eine Sonderstellung ein, während die Zahlen für Niederschlesien nicht abweichen. So deckte sich z. B. 1928 der Geburtenüberschuß Niederschlesiens mit dem preussischen Durchschnitt: 7 je 1000 Einwohner, während Oberschlesien mit 12,6 die höchste Zahl in Deutschland erreichte (allerdings von seinem Nachbarn Polen mit 15,9 je 1000 Einwohner weit übertroffen wurde). Die Bezeichnung „Kinderwiege Deutschlands“ verdient Oberschlesien ganz gewiß. Denn die Ziffer der

Lebendgeborenen mit fast 26 je 1000 Einwohnern lag hier (1930) weit über dem Reichs- und preussischen Durchschnitt (rund 17 Lebendgeborene je 1000 Einwohner). Aber leider erfährt die Kinderwiege Deutschlands noch nicht die pflegliche Behandlung, die aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen erwünscht wäre. Während (1930) in Preußen und im Reich durchschnittlich nur 7 Todesfälle im ersten Lebensjahre auf 100 Lebendgeborene entfielen, stieg die Ziffer in Oberschlesien auf 12, in Niederschlesien auf fast 10. Nun wissen wir das eine in der Bevölkerungspolitik recht gut: die Einschränkung der Säuglingssterblichkeit ist eine Frage der Wissens- und Willensschulung der Mütter und der großen Masse überhaupt. Durch Erziehung und Aufklärung ist hier fast mehr zu erreichen als durch Fürsorge und soziale Einrichtungen, wenn diese auch nicht zu entbehren sind. Es muß unbedingt erreicht werden, daß eine möglichst große Zahl der gesund Geborenen am Leben bleibt. Die Bevölkerungsvermehrung muß aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen pfleglich, d. h. möglichst verlustarm vor sich gehen.

Bedeutet jede Geburt Kraft- und Kostenaufwand, jeder Fall der Säuglingssterblichkeit einen Verlust, so ist weiterhin noch zu berücksichtigen, daß auch die Aufzucht des heranwachsenden Menschen bis zum erwerbsfähigen Alter mit Aufwendungen mannigfachster Art verbunden ist. Soll diese Belastung eines Wirtschaftsbezirkes in der Produktionskraft der Erwerbstätigen seinen Ausgleich erfahren, so muß dafür Sorge getragen werden, daß genügend Arbeitsmöglichkeiten für die Heimatbevölkerung zur Verfügung gestellt werden. Auf Oberschlesien angewandt, heißt das: die bisher übliche Abwanderung der in die Erwerbstätigkeit Eintretenden aus ihrer Heimatprovinz nach Mittel- und Westdeutschland, diese Ostflucht, muß überflüssig gemacht werden. Oberschlesien und auch Niederschlesien müssen möglichst viel von ihrer Heimatbevölkerung auf eigener Scholle zur Arbeit ansetzen. Diese Forderung schließt eine zweite in sich, die zugleich bevölkerungspolitisch, wirtschaftspolitisch und nationalpolitisch ist: nämlich die Forderung nach einer Verdichtung der Bevölkerung. Im Reichsdurchschnitt entfielen 1925 auf den Quadratkilometer 133 Einwohner, in Niederschlesien 118, in Oberschlesien 142, dagegen in Hessen-Nassau 146, in Westfalen 237, in der Rheinprovinz 297. Eine Steigerung der Bevölkerungsdichte in Schlesien liegt durchaus im Bereich des wirtschaftlich Möglichen, wenn sie aus bevölkerungs- und nationalpolitischen Gründen als Bollwerk gegen slawische Unterwanderung gefordert werden muß. Es ist zu berücksichtigen, daß die für Schlesien genannten Zahlen nur Durchschnittszahlen für die Gesamtheit der Provinz sind und die Tatsache verdecken, daß die Grenzbezirke eine wesentlich dünnere Bevölkerung aufweisen. Wenn auch nicht besonders bewiesen zu werden braucht, daß in ganz Schlesien eine Industrialisierung im Grade der westdeutschen Provinzen zunächst ausgeschlossen ist, so ist doch eine Bevölkerungsverdichtung in einzelnen Kreisen durchaus möglich. Dies legt die Frage nach der Berufsverteilung in Schlesien nahe.

Von den 1,66 Millionen Einwohnern der Provinz Niederschlesien im Jahre 1925 waren rund 53 Prozent, von den 0,66 Millionen Oberschlesiens waren rund 48 Prozent erwerbstätig, während die entsprechende Zahl für das gesamte Reichsgebiet 51,3 betrug. Von den Erwerbstätigen Schlesiens ist — verglichen mit den Ziffern für das ganze Reich — ein

größerer Prozentsatz in der Landwirtschaft tätig. Während im ganzen Reich nur 30,5 Prozent der Erwerbstätigen der Land- und Forstwirtschaft angehörten, gehörten in Niederschlesien 36 Prozent, in Oberschlesien 43 Prozent dieser Berufsgruppe an. Im Gegensatz zu diesen Größen blieben die Prozentsätze für die Gewerbetreibenden Schlesiens hinter dem Reichsdurchschnitt zurück. In Niederschlesien gehörten (1925) 37,5 Prozent, in Oberschlesien 34,7 Prozent der Erwerbstätigen dem Handwerk und der Industrie an; der entsprechende Reichsdurchschnitt dagegen war 41,4 Prozent. Ebenfalls hinter der Zahl des Reichsdurchschnitts (16,5) blieben die Hundertsätze der im Handel und Verkehr Erwerbstätigen zurück (14,6 bzw. 11,9). Im Vergleich zum ganzen Reich tritt also deutlich die Bedeutung der Landwirtschaft für die schlesische Bevölkerung hervor. Vergleicht man jedoch Schlesien mit den übrigen Ostgebieten (Grenzmark, Pommern, Ostpreußen), so ist Schlesien stärker gewerblich durchsetzt als diese.

* * *

Die Folgerungen, die sich aus den bisher genannten Tatsachen für die Wirtschaftspolitik der nächsten Zukunft ergeben, sind leicht zu übersehen. Der für den Osten relativ hohe Anteil der gewerblich Tätigen kann zunächst nicht noch erheblich gesteigert werden. Kommt er dem Reichsdurchschnitt doch schon recht nahe. Soll also das bevölkerungs- und nationalpolitische Ziel einer Verdichtung der schlesischen Grenzbevölkerung erreicht werden, so müssen neue Möglichkeiten des Unterkommens in der Landwirtschaft geschaffen werden. Das Allheilmittel — fast zum Schlagwort geworden — heißt hier: Innere Kolonisation. Und viele, die diese Forderung nachbeten, stellen sich die Wirklichkeit sehr einfach vor: Innere Kolonisation ist für sie in der Ausführung nichts anderes als Parzellierung des Großgrundbesitzes, um das notwendige Siedlungsland zu bekommen. Wollen wir die Notwendigkeit und Berechtigung der Forderung nach innerer Kolonisation genauer und kritischer prüfen, so müssen wir von dem strukturellen Aufbau der schlesischen Landwirtschaft ausgehen.

Das am ehesten in die Augen fallende Merkmal der schlesischen Landwirtschaft ist das starke Überwiegen der landwirtschaftlichen Großbetriebsform. In leicht irreführender Weise ist bei der Frage nach der Betriebsgrößenverteilung in der schlesischen Landwirtschaft oft zugleich die Frage gestellt worden, ob das Überwiegen des Großgrundbesitzes denn überhaupt bedingt sei und ob es nicht beseitigt werden könne. Um keinen Augenblick einen Zweifel an der hier vertretenen Stellungnahme aufkommen zu lassen, sei das Ergebnis der nächsten Erörterungen vorweggenommen: Die Überlegenheit der Großbetriebsform in Schlesien ist durch die klimatischen und verkehrsgeographischen Verhältnisse gegeben. Trotz dieser Überlegenheit ist eine Vermehrung der Bauernbetriebe und eine Verminderung oder Verkleinerung der Großbetriebe zu fördern. Denn wir wissen, daß der bäuerliche Kleinbetrieb etwa fünfmal, der Mittelbetrieb rund dreimal, der Großbauernbetrieb bis zweimal soviel Menschen auf den Quadratkilometer unterbringen kann wie der Großbetrieb (über 100 Hektar). Da aus drei Motiven, aus bevölkerungspolitischen, nationalpolitischen und sozialpolitischen Gründen, eine Verdichtung der

ländlichen Bevölkerung besonders in den Grenzkreisen anzustreben ist, also die Bauernbetriebe zahlenmäßig eine Vermehrung erfahren müssen, obwohl der Großbetrieb eine natürliche Überlegenheit besitzt, so ist zu untersuchen, wie der kleinere Betrieb — als der eigentlich weniger geeignete — angesiedelt werden muß, um den Vorsprung des Großbetriebes aufzuholen. So und nicht anders muß man an das Problem der inneren Kolonisation in Schlesien herantreten. Erkennt man die Überlegenheit des Großbetriebes, so sieht man auch deutlich die schwachen Stellen des kleinen Betriebes und kann dementsprechend das Augenmerk darauf lenken. Dann ist man zwar nicht so schnell mit dem einfachen Schlagwort von der inneren Kolonisation gleich Parzellierung des Großgrundbesitzes fertig, entgiftet aber vielleicht die Atmosphäre der Innenkolonisation von dem Vorwurf eines angeblich reaktionären Widerstandes. Dann macht man sich die Denkarbeit zwar schwerer, aber projiziert wenigstens keine Neusiedlungen auf dem Papier, die nachher in der Wirklichkeit nicht zu prosperieren vermögen.

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück! Die Überlegenheit des Großbetriebes ist vorwiegend durch das Klima bedingt. Aus der Erfahrung wissen wir, daß die Vegetationsperiode in Schlesien sehr kurz ist, viel kürzer jedenfalls als in den klimatisch begünstigten Gegenden West- und Süddeutschlands. Bei einem Vergleich mit dem Rheinland z. B. zeigt sich, daß zwischen dem letzten Frosttage im Frühjahr und dem ersten Frosttage im Herbst im Westen durchschnittlich 30—31 Wochen, im Osten rund 25—26 Wochen liegen. Die kürzere Vegetationsperiode in Schlesien zwingt den Landwirt zur Zusammendrängung der Arbeiten auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit zur stärkeren Anspannung der menschlichen und tierischen Arbeitskräfte, zur sorgfältigeren und knappen Disposition in ihrer Verwendung, zu einem intensiveren Gebrauch landwirtschaftlicher Maschinen. Teils aus diesen Gründen, teils wegen der Höhenlage und der Bodenverhältnisse ist in Schlesien nur der Anbau weniger empfindlicher Früchte und Sorten möglich, ergibt sich weiterhin eine stärkere Betonung der Ackerwirtschaft, andererseits ein Zurücktreten der Gartenwirtschaft und der Mastviehzucht. Die Überlegenheit des Großbetriebes ist schließlich noch dadurch bedingt, daß ein großer Teil der landwirtschaftlichen Produkte auf größere Entfernungen hin verschickt werden muß, wozu sich wiederum die Erzeugnisse des Großbetriebes besser eignen als kleinere Teilmengen des Kleinbetriebes.

Wenn trotz alledem Neubauern in Schlesien angesetzt werden müssen, so gilt es, beim Siedlungswerk alle die genannten Vorzüge des Großbetriebes in veränderter Form auch dem bäuerlichen Betrieb zuzuführen, so daß er den Vorsprung des Großbetriebes einholen kann. Die verschiedensten agrarpolitischen Einzelmaßnahmen stehen heute schon zur Verfügung, vor allem die Einrichtungen des Genossenschaftswesens, das noch sehr ausbaufähig ist.

Eins aber vor allem darf nicht übersehen werden: nämlich, daß die Innenkolonisation zu den schwierigsten agrarpolitischen Organisationsaufgaben, insbesondere in Schlesien, gehört. Es geht deshalb nicht an, die Innenkolonisation mehr oder weniger sich selbst zu überlassen, sondern hier ist straffste Zentralisation notwendig. Die beiden großen Kol-

nisationsepochen der Geschichte, die des Mittelalters und die des 18. Jahrhunderts können uns hierin Fingerzeige geben. Kolonisationsepochen sind immer Zeit besonderer Kraftäußerung und Willensformung gewesen. Deshalb mußte das Reichsiedlungsgesetz von 1919 versagen. Wir sehen es deutlich an seinen geringen Erfolgen. Nach dem Reichsiedlungsgesetz — besser Landlieferungs-gesetz zum Zweck der Verkleinerung des Großgrundbesitzes — hätten in Niederschlesien rund 190 000 Hektar, in Oberschlesien rund 60 000 Hektar, zusammen also rund 250 000 Hektar besiedelt werden sollen. Wirklich angesiedelt wurden von 1919 bis 1931 4328 Stellen auf 36 000 Hektar in Niederschlesien, 2091 Stellen auf 18 000 Hektar in Oberschlesien. Nimmt man dazu die Fläche, die für Adjazentsiedlung verwendet worden ist, so kommt man zu dem Ergebnis, daß bis 1931 erst rund 53 Prozent von dem Soll erreicht war.

Wir können aus der Geschichte genug lernen, um in Zukunft die innere Kolonisation richtig anzupacken. Die Hauptlehren wären u. a. folgende: Vereinfachung des organisatorischen Beiwerks; der Siedlungsapparat muß aus Ersparnisgründen vereinfacht werden; die umfangreichen öffentlichen Mittel sind zentral zu verwalten; die Zufalls-siedlung ist strengstens zu vermeiden. Gesiedelt werden darf nicht dort, wo zufällig ein Rittergut in der Zwangsversteigerung erworben werden kann, sondern dort, wo es zweckmäßig und aussichtsreich ist zu siedeln. Von dem Gedanken der Zufalls-siedlung ist also grundsätzlich abzugehen und an ihre Stelle die planmäßige Verteilung der Siedlungsgebiete zu setzen. Es muß ganz systematisch untersucht werden, wo Neubauernstellen erforderlich sind, wo sie Aussicht auf Rentabilität haben, wie die Absatzwege und Absatzmöglichkeiten für die Produkte beschaffen sind, wo die nächsten Städte liegen usw. — kurz, es ist unumgänglich notwendig, mit den Methoden und Mitteln der Landesplanung vorzugehen. Hier ist in Schlesien noch viel, fast noch alles zu tun. Die Verwendung der Landesplanung für Zwecke der Neusiedlung steckt leider noch ganz in den Kinderschuhen. Daneben treten die anderen Forderungen, die z. T. schon verwirklicht sind, als mehr selbstverständlich hinzu: die Auswahl und Gewinnung des geeigneten Neubauernstammes, der jetzt bei den Gruppenaufstiegs-siedlungen leichter gewonnen werden kann als bei der früheren Form der Intensiv-siedlung, ferner die Siedlerberatung, Siedlerschulung, Hebung des bäuerlichen Standesbewußtseins, Anwendung des Erbhofrechts usw., Gedanken, die uns heute schon fast geläufig sind und als aussichtsreich für eine Verbesserung der inneren Kolonisation erscheinen.

Auf die anderen Reformaufgaben, Wiederherstellung der Rentabilität der landwirtschaftlichen Betriebe durch eine geeignete Binnens- und Außenhandelspolitik sei hier am Schlusse der Ausführungen, die den Blick auf eine weitere Zukunft lenken wollen, abschließend nur hingewiesen.

Die Wirtschaftslage des schlesischen Handwerks unterscheidet sich im Grunde genommen nicht von der im übrigen Deutschland. Auch im schlesischen Handwerk erhofft man viel von dem Einsetzen einer verstärkten Mittelstandspolitik, von der Vereinigung des Handwerks von allen

zweifelhaften Elementen und der Auswirkung der zugunsten des Handwerks erlassenen binnenhandelspolitischen Maßnahmen gegen die Großbetriebe des Einzelhandels (Warenhäuser, Einheitspreisgeschäfte, Filialbetriebe). Man darf sich allerdings nicht verhehlen, daß gesetzgeberische Maßnahmen nichts weiter vermögen, als einen geeigneten Rahmen zu schaffen, innerhalb dessen dann das Handwerk ohne Bedrohung von außen, sich auf seine eigene Kraft zur Regeneration besinnen muß.

Insbesondere setzt das schlesische Handwerk noch seine Erwartung in die Belebung des schlesischen Marktes. Es ist ja bekannt, daß das Handwerk seine Produkte nur auf einen begrenzten Umkreis absetzt. Infolgedessen ist die Kaufkraft in den die Klein- und Mittelstädte umgebenden Landgemeinden von ausschlaggebender Bedeutung. Das Fortschreiten einer geordneten systematischen Neusiedlung in den Grenzgebieten, wo das Handwerk durch die neue Grenzziehung am schwersten getroffen ist, muß deshalb auch im Sinne der handwerklichen Mittelstandspolitik erwünscht sein. Schon während des Aufbaues der Neusiedlungen erhält dann das Bau- und Baunebengewerbe neue Aufträge und kann seinen Beschäftigungsgrad verbessern. Im Anschluß daran wird die Belieferung der Neusiedler mit Handwerkswaren und die Anknüpfung dauernder Austauschbeziehungen dem Handwerk in den Grenzgebieten einen Ersatz für den durch die Grenzziehung entstandenen Verlust bieten können.

Für die schlesische Industrie liegen die Verhältnisse wesentlich komplizierter. Durch die Wegnahme Ostoberschlesiens sind bekanntlich fast die gesamten im Abbau befindlichen Zinkerzgruben für Deutschland verloren gegangen. Der Verlust konnte etwas ausgeglichen werden durch die Anspannung aller Kräfte beim Abbau der Deutsch-Meischarley-Grube. Die Rentabilität im Zinkerzabbau ist durch das Abgleiten des Zinkpreises auf dem Weltmarkt stark gesunken. Abhilfe muß hier von einem Zinkschutz-zoll erwartet werden.

Für die schlesische Eisen- und Steinkohlenindustrie, von denen die erstere bei flüchtigem Hinsehen am wenigsten gelitten zu haben scheint, liegen die Verhältnisse insofern ähnlich, als es sich in jedem Falle um die Frage der Absatzmärkte handelt. Neben der Zerstörung der alten Absatzbeziehungen nach dem Osten durch die Grenzziehung, neben der Zerreißung einer alten festgefügt ausbalancierten Wirtschaftseinheit macht sich nun — wie ich schon ausführte — bei dem Auffuchen neuer, nach Westen gerichteter Absatzbeziehungen am schwersten die Wirtschaftsferne Schlesiens geltend. Das Wiederaufleben der schlesischen Industrie ist direkt abhängig von der Überwindung dieser Wirtschaftsferne durch eine besondere Verkehrspolitik.

* * *

In der Eisenbahntarifindustrie könnte grundsätzliche Neugestaltung zugunsten der schlesischen Industrie ohne Zeitverlust in Angriff genommen werden. Hier ist der Weg eindeutig vorgezeichnet, den zu beschreiten es nur noch des festen Willens bedarf.

Verkehrspolitik auf weite Sicht verlangt aber neben der Eisenbahntarifpolitik den Ausbau der Hauptwasserstraße, der Oder, zur leistungsfähigen Wasserstraße zwischen Schlesien und Berlin-Stettin. Infolge der

ungleichmäßigen Wasserverhältnisse der Oder ist die Ausnutzung der vollen Ladetiefe für die Schifffahrt nur in sehr begrenztem Umfange gegeben. Es bedeutete bisher schon ein günstiges Ergebnis, wenn einmal an über 200 Schifffahrtstagen im Jahre die volle Ladetiefe gegeben war. Wir haben es aber in der jüngsten Vergangenheit erleben müssen, daß in manchen Jahren kaum ein Drittel des Jahres volle Ladetiefe vorhanden war.

Diese Unregelmäßigkeit der Wasserführung der Oder, ja noch mehr die ständig damit verbundene Unsicherheit, ob es jeweils überhaupt möglich sein wird, das im Oberlauf belastete Schiff bis an seinen Bestimmungsort im Unterlauf ohne Leichterung bringen zu können, machen die Oder zu einem so unzuverlässigen Verkehrsmittel und haben die Oderschifffahrt schon bis an die Grenze der Unrentabilität gebracht. Eine Besserung dieses Zustandes, also die Ausgestaltung zu einem zuverlässigen Wasserweg ist demnach nur zu erwarten, wenn man den Hauptfehler der Oder, die ständig wechselnde Tauchtiefe, beseitigt. Die beste Abhilfe liegt in der Schaffung von Vorratsbecken, in denen das Wasser der Nebenflüsse gesammelt und aufgespeichert wird, um im Bedarfsfalle als Zuschußwasser der Oder zur Herstellung der erforderlichen Tiefe von 1,70 Meter zugeführt werden zu können. Gebraucht werden pro Jahr schätzungsweise 500 Millionen Kubikmeter Zuschußwasser. Die Forderung des Verkehrspolitikers lautet deshalb: Baut Staubecken! Das soeben in Betrieb genommene Staubecken von Dttmachau ist imstande, 95 Millionen Kubikmeter Zuschußwasser zu liefern, das Becken von Turawa, das soeben im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms in Angriff genommen worden ist, wird rund 90 Millionen Kubikmeter leisten, das langsam heranwachsende Becken von Seršno wird es einmal (aber erst Ende der 50er Jahre) auf 85 Millionen Kubikmeter Wasserlieferung bringen, während die noch in der Projektierung begriffenen Becken bei Rudahammer (Ruda) und Domanze (Weistritz) etwa 65 Millionen Kubikmeter zu liefern imstande sein werden. Danach fehlen an dem errechneten Zuschußwasserbedarf von 500 Millionen Kubikmetern noch immer etwa 160—170 Millionen, so daß noch neue Projekte sofort vorbereitet werden müssen, die durch die Heranziehung des Arbeitsdienstes schneller verwirklicht werden können, als es früher möglich war. Die Arbeitsbeschaffung durch die Inangriffnahme des Baues von Staubecken bedeutet Schöpfung produktiver Anlagen. Denn neben ihrer Bedeutung als Lieferanten von Zuschußwasser haben ja die Staubecken noch andere Wirkungen: sie helfen das zerstörende Frühjahrswasser bändigen, sie können zur Meliorierung des umliegenden Landes herangezogen und zur Erzeugung von elektrischer Kraft mit angeschlossenen Überlandzentralen ausgebaut werden.

Bedauerlich für Schlesien bleibt nur die Tatsache, daß auch bei Anspannung aller Kräfte der Bau von Staubecken sehr lange Zeit in Anspruch nimmt, weil es sich ja, wie gesagt, dabei um die Bewältigung ganz außerordentlich großer Erdbewegungen handelt. Infolgedessen werden nach der jetzt erfolgten Fertigstellung des Dttmachauer Staubeckens mit seinen 95 Millionen Kubikmetern Zuschußwasser die nächsten 100 Millionen Kubikmeter wiederum noch Jahre auf sich warten lassen. Inzwischen wird der Mittellandkanal fertig sein. Es ist aber unbedingt

zu vermeiden, daß Schlesien mit seiner gefährdeten Industrie von neuem ins Hintertreffen gerät und einen Nachenschlag erfährt durch diese künstlich, mit reichen öffentlichen Mitteln geschaffene Frachtbegünstigung des Westens. Es ist nicht Eigensucht, sondern Einsicht in die Staatsnotwendigkeit, den Südosten auf jede nur erdenkliche Art zu schützen und zu fördern, wenn Schlesien stürmisch verlangt, daß seine Oderwasserstraße durch den Bau oder die Inangriffnahme von Staubecken soweit gesichert ist, um eine Überflügelung seitens des Westens auf seinem neuen Markt Mitteldeutschland nicht mehr ernstlich fürchten zu müssen. Nach der Sicherung der Zuschußwassermenge werden auch erst die anderen schlesischen Verkehrsprojekte zur richtigen Auswirkung kommen können, so der Bau des Verbindungskanals zur Oder im oberschlesischen Industrieviertel und schließlich das Riesenprojekt des Oder-Donau-Kanals, mit dem dann die Wasserverbindung vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee hergestellt sein wird. Da es sich bei den meisten dieser Projekte um Verkehrspolitik auf ganz weite Sicht handelt, muß sie, wie schon gesagt, unterstützt werden durch eine Änderung und Verbesserung der Eisenbahntarife, die sofort eine Erleichterung der Wirtschaftsferne für Schlesien bringen könnte.

Die großen Verkehrsschöpfungen in seinen Wasserwegen kann Schlesien nie und nimmer aus eigener Kraft vollbringen. Hier müssen erhebliche Mittel aus den öffentlichen Finanzen Preußens und des Reiches zur Verfügung gestellt werden. Schlesien verlangt dabei mindestens dieselbe Berücksichtigung, die bisher dem Westen in vollstem Maße zuteil geworden ist, stellt also Forderungen der Gerechtigkeit auf, nicht aus kleinlich-partikularistischen Erwägungen, sondern aus der Erkenntnis der Ostprobleme und Ostgefahren heraus, einer Erkenntnis, die nirgends so lebendig ist, wie in dem wirtschaftlich und politisch bedrohten Südosten. Die Parole lautet darum nicht: Für Schlesien um Schlesiens willen, sondern für Schlesien um des Reiches willen!

Bruno Schier:

Der schlesische Hausbau

Eine Tagung, welche ihre vorzüglichste Aufgabe in der prüfenden Betrachtung gesamtschlesischer Kulturarbeit sieht, muß auch jener Erscheinung gedenken, in der die volkstümliche Kultur eines Stammes am sinnfälligsten zum Ausdruck kommt, des Bauernhauses. Es gab eine Zeit, da man im Bauernhause ein ausschließliches Erzeugnis von Klima und Boden, also ein naturbedingtes, pflanzenhaftes Gewächs seines Standortes sah; heute aber wissen wir, daß an der Prägung unserer Hausformen in gleich hohem Maße geschichtliche und nationale Kräfte tätig sind. Die durch Klima und Boden gebotene Grundlage wurde durch den Kulturwillen und die Begabung der Bewohner gestaltet und durch das geschichtliche Leben mit seinen Völker- und Stammeswanderungen, seinen Verkehrs- und Kulturbeziehungen dauernd umgeformt. Aus der hingebungsvollen Kulturarbeit von mehr als zwanzig Bauerngeschlechtern hervorgegangen, ist uns heute das Bauernhaus ein Spiegel der schlesischen Kulturentwicklung überhaupt; vor allem in Flurverfassung, Siedlung und Hausform hat sich die kulturelle Wiedergewinnung Ostbiens vollzogen. Auch die Geschichte des schlesischen Hauses kennzeichnet die große Dominante der Ostsiedlung: der heroische Wille zur Bezwingung der Unkultur durch unerhörte Leistungen der Arbeit, des Fleißes und der Ausdauer.

Die deutsche Ostsiedlung beschränkte sich nicht allein darauf, mit dem heutigen Ostdeutschland zwei Fünftel des deutschen Volksbodens wiederzugewinnen, sie trug auch die deutsche Kulturgrenze 200 bis 300 Kilometer über die Sprachgrenze nach Osten vor und schuf einen breiten Saum deutschen Kulturbodens, der zwar von anderssprachigen Völkern bewohnt, aber mit deutschen Kulturformen innig durchtränkt ist. Diese Ausweitung des deutschen Kulturraumes ist vor allem der wirtschaftlichen und technischen Höhe des ostmitteldeutsch-schlesischen Bauernhauses zu danken, das sich als ein Kulturherd von außerordentlicher Strahlkraft bewährt hat.

In vorcolonisatorischer Zeit reichten die Stützpunkte osteuropäisch-slawischer Wohn- und Wirtschaftsweise bis an die Ufer der Elbe und Saale; die Umprägung dieser Formen erfolgte so gründlich, daß heute Ostdeutschland kaum mehr erkennbare Spuren slawischer Vorbesiedlung aufweist. Diese kulturelle Eindeutschung vollzog sich nicht mit einem Schläge, sondern in allmählichen Übergangsformen, bei denen der mittel-europäisch-deutsche Kulturanteil immer mehr die Oberhand gewann, bis

der schlesische Stammesraum, der noch im Mittelalter ein ostdeutsch-westslawisches Übergangsgebiet war, in der Gegenwart zu einem Kernstück der mitteleuropäisch-deutschen Hochkultur wurde. Die Größe dieses Vorganges gibt sich uns nicht bei einer oberflächlichen Gesamtbetrachtung, sondern nur bei einer eingehenden Zergliederung des Hauses in seine baulichen Bestandteile zu erkennen.

Bereits der Aufbau, die Form und die Bedeckung des Daches sind für die kulturmorphologische Aufteilung der Hausformen von großer Bedeutung. Einst war ganz Alteuropa von Dächern des Kofentypes erfüllt, zu dem noch heute das Pfettendach der Alpenländer, das Ansdach Skandinaviens und das Sohadach Osteuropas gehört. Zwischen 500—800 n. Chr. gelang den westgermanischen Bewohnern Niederdeutschlands die großartige Erfindung des Sparrendaches, das sich ganz Mitteldeutschland eroberte, den größten Teil Oberdeutschlands umgestaltete, Nord- und Mittelfrankreich überschwemmte und weit nach Osteuropa vordrang. Auch in den Sudetenländern und Schlesien war einst ausschließlich das Sohadach vertreten; mit den deutschen Siedlern zugleich drang hier das Sparrendach ein und gestaltete in allmählichen Übergangsformen das altslawische Sohadach zum Sparrendach um. Heute ist das gesamtschlesische Stammesgebiet mit Dachgerüsten erfüllt, die sich von jenen Binnendeutschlands in keiner Weise unterscheiden. Nur im Riesengebirge, Adlergebirge und in den Sprachinseln Galiziens und der Slowakei sind ältere Formen liegen geblieben. Der Querschnitt durch die Tschechoslowakei ergibt ein klares Kulturgefälle, das in zahlreichen Übergangsformen von dem nord- und westböhmischem Sparrendach vollendetster Prägung zu dem karpathenrussischen Sohadach ursprünglichsten Art verläuft.

Wie die Dachgerüste, so lassen sich auch die Dachformen aller Hausbaugebiete Europas aus zwei Grundgestalten, dem Dach mit Vollwalm und dem Dach mit Steilgiebel samt ihren zahlreichen Zwischengliedern erklären. Der Steilgiebel entstammt den alten Wandhaus- und Flachdachgebieten der Mittelmeerländer und Westeuropas; ganz Mittel- und Osteuropa waren ursprünglich mit Vollwalmdächern erfüllt. Aus dem Westen kommend, stößt der Steilgiebel auf mitteldeutschem Gebiete nach dem Osten vor und gestaltet seit dem 12./13. Jahrhundert auch den westslawischen Vollwalm um. Der Westslawe nimmt unter deutschem Einfluß den Steilgiebel an und wendet ihn der Straße zu. Dieser Vorgang erfolgt über zahlreiche Zwischenglieder, die durch das Auftreten des Schopfs- und Simsdächleins besondere Mannigfaltigkeit gewinnen. In ihnen hat man Reststücke des alten Vollwalms zu erkennen, zwischen die sich der Steilgiebel einzuschieben beginnt. Aus dem fortschrittlichen Nordböhmen sind Sims- und Schopfdach völlig geschwunden; nur in Mähren und Schlesien und den deutschen Sprachinseln des Ostens treten sie noch heute in alter Ursprünglichkeit auf.

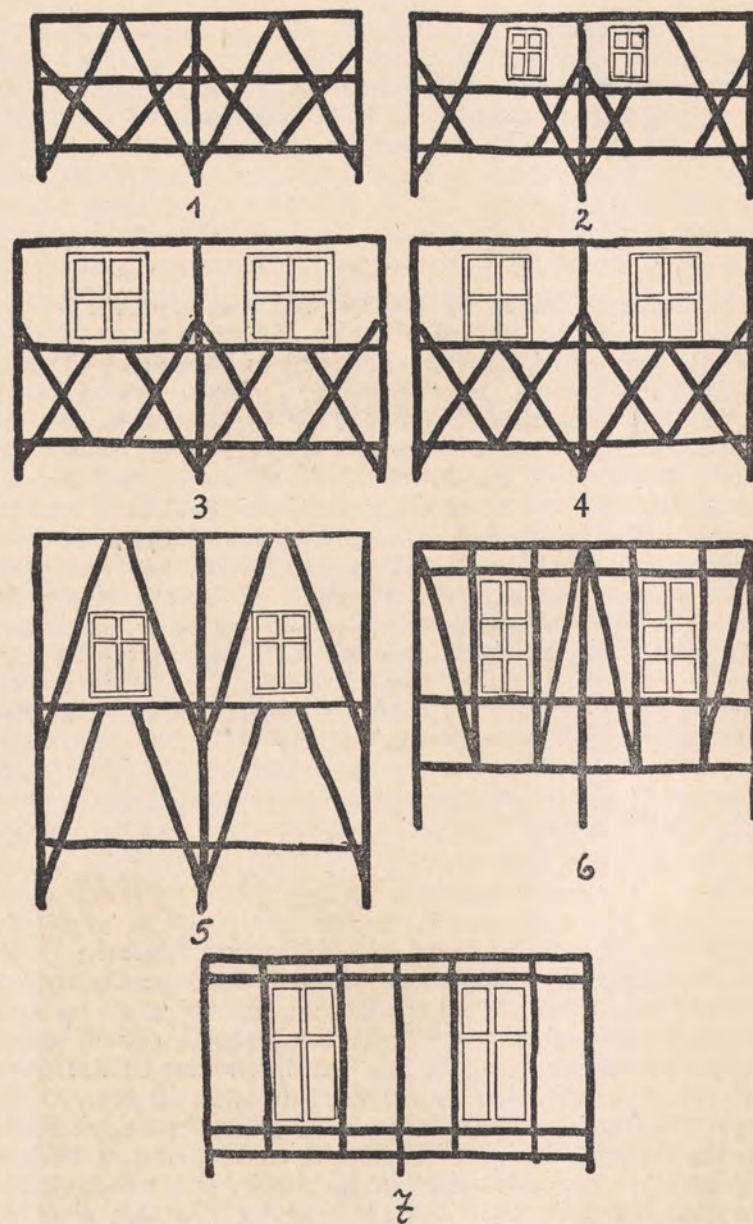
Auch hinsichtlich des Dachbelages zerfällt Europa nördlich der Alpen in zwei große Kulturkreise. In Mitteleuropa herrscht das Schaubenstrohdach, bei dem das Stroh in Strohbüscheln, den Schauben, auf das Dach gebracht und mit Hilfe eines Deckbrettes sorgfältig geglättet wird. In Osteuropa dagegen herrscht das Wirrstrohdach, bei dem das Deck-

stroh ordnungslos auf das durchflochtene Lattenetz des Daches gelegt und durch Druckhölzer und Randbretter vor dem seitlichen Abrutschen bewahrt wird. Die Westslawen lernten von den Deutschen die Schauben kennen, verzichteten jedoch zunächst auf das Deckbrett, so daß die Dachfläche schichtweise gestaffelt blieb. Dieses Strohbad mit Seitenstaffel ist auch bei den deutschen Siedlern der karpathenländischen und ostmährischen Sprachinseln und Oberschlesiens üblich; die Eckstaffel wurde wie das Schopfdächlein im Sprachgrenzgebiet zur wirksamen Zierform entwickelt. Auch in der Verbeibaltung der Randbretter und Druckhölzer hat man sich vielfach ein Stück osteuropäischer Eigenart bewahrt.

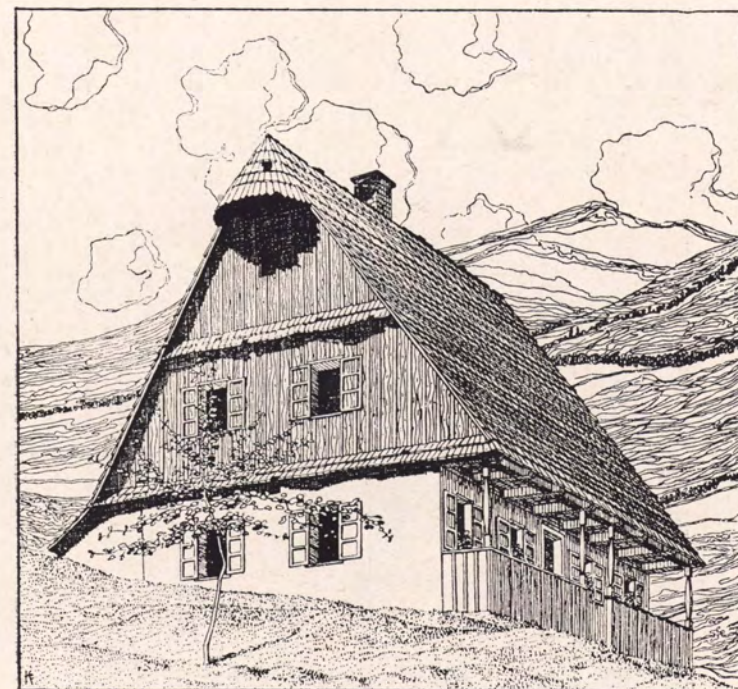
Ein besonderer Vorzug des schlesischen Bauwesens ist darin zu sehen, daß es gleichzeitig an beiden Techniken des Wandbaues, dem Blockwerk und dem Fachwerk teil hat. Wenn sich auch in Böhmen die Ostgrenze des Fachwerks sehr eng dem Verlauf der Sprachgrenze anschließt, so wäre es doch falsch, etwa im Fachwerk die deutsche, im Blockbau die slawische Bauart zu erkennen. Gerade das Blockwerk des Ostens weist in sehr starkem Maße deutschen Einfluß auf, der sich vor allem in dem Verschwinden der Wettköpfe und in der Ausbildung der Eckverbände äußert. Schwalbenschwanz- und Hakenverblattung, in denen man vereinzelt slawischen Einfluß erkennen wollte, sind gerade das deutsche Element beim osteuropäischen Blockbau. Diese kunstvollen Eckverbände haben sich bei den Westslawen erst seit dem 17./18. Jahrhundert ausgebreitet, sind jedoch auch in Deutschland erst während des 16. Jahrhunderts durch die blühende Renaissancetischlerei zur Kenntnis des volkstümlichen Zimmermanns gelangt. Der osteuropäische Blockbau unterliegt also im Strahlungsbereich der deutschen Volkskultur einem technischen Veredlungsvorgang, der vor allem dem Holzkirchenbau zugute gekommen ist. Gerade im Gebiete der Sudeten- und Karpathenländer hat die Holzkirche einen Grad der Vollendung erreicht, der den verkehrs- und kulturentrüchten Blockbaugebieten Osteuropas ver sagt blieb.

Während das Blockwerk als eine aussterbende Bauweise zu betrachten ist, war das Fachwerk noch kürzlich in langsamer Ausbreitung begriffen; es rückt dort ein, wo das Blockwerk infolge des Holzmangels schwinden mußte. Überhaupt stellt ja das Fachwerk eine Mischform zwischen Blockbau und Lehm- oder Strohbau dar. Der äußere Eindruck einer Fachwerkwand wird stets durch die Art der Strebenführung bedingt. Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß die schlesischen Gefache bei weitem nicht die Mannigfaltigkeit der fränkischen oder den dekorativen Reichtum der Egerländer Fachwerke aufweisen; sie bleiben stets rein konstruktiv gebunden. Und doch zeigen auch die schlesischen Fachwerke einen gewissen Gestaltenreichtum, der seine Hauptursache in der Einführung und Vergrößerung der Fenster besitzt. Diejenige Strebenführung ist die älteste, welche auf die Fenster wenig oder überhaupt nicht Rücksicht nimmt.

Die fortschreitende Entwicklung des Fachwerks veranschaulichen die umstehenden Abbildungen Nr. 1—7, deren Veränderungen im folgenden erläutert und begründet werden.



Zur Entwicklung des Fachwerks.



Nordmährisches Bauernhaus

K. Fischer, Olmütz



Nordböhmisch-sächsisches Dorf

G. Plischke, Reichenberg



S. Wurbs, Friedland i. B.
Auenhäuschen mit Umgebinde aus Nordböhmen



Dr. E. Johannson, Leningrad
Holzscheune mit Vollwälmern aus dem Schönhengstgau



Eisdorf in der Zips

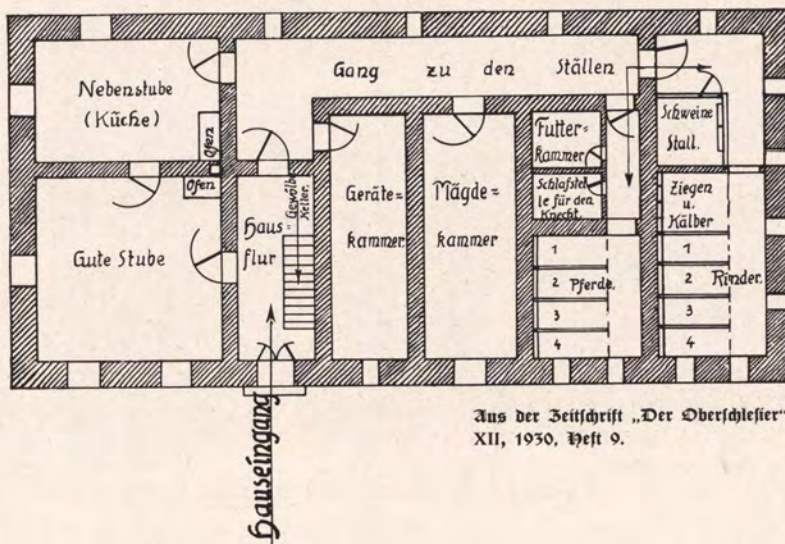


Lichtbild Dr. W. Mak
Dominalspeicher Krzanowicz Kr. Kosel



Altneisser Bauernhof in Deutsch-Kamitz, erbaut 1789 mit Laines

Grundriß eines altneisser Bauernhauses.

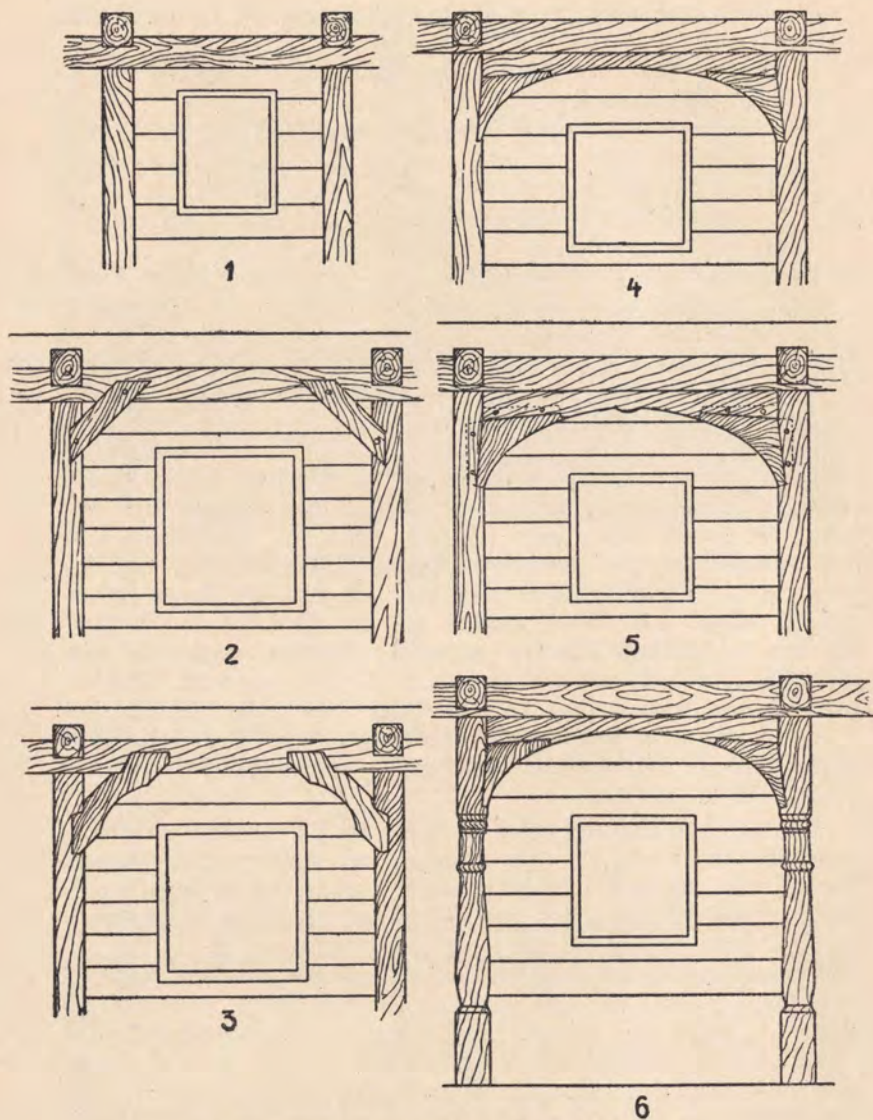


Aus der Zeitschrift „Der Oberschlesier“
XII, 1930, Heft 9.

- 1) Die älteste Anordnung bietet nur zur Anbringung sehr kleiner Fenster Gelegenheit.
- 2) Die Fenster können vergrößert werden, sobald die Streben der Mittelsäule verkürzt wurden.
- 3) Auch die zweite Strebe muß gekürzt werden, sobald das Fenster die ihm gebührende Mittellage gewinnt. Das schöne Motiv des Andreaskreuzes ist ein willkommener Nebenerfolg dieser Maßnahme.
- 4) Die rhombische Strebenführung verdankt weniger konstruktiven als ästhetischen Erwägungen ihre Entstehung.
- 5) Der konstruktiven Rücksicht auf die obere Rahme entspringt es, wenn man schließlich ein Strebenpaar einführt, das die Gefache parallel zu den Hauptstreben durchquert.
- 6) und 7) Die Notwendigkeit größerer Fenster führt schließlich zu neuen Verlagerungen der Streben und zur Aufgabe ihres konstruktiven Zusammenhanges mit dem Umgebende.

Mit diesen letzten Formen, bei denen es keine schiefe Strebe mehr gibt, hat der Zimmermann ein für die Füllung der Gefache sehr zweckmäßiges, aber für das Auge des Beobachters auch recht langweiliges und nüchternes Gefüge geschaffen. Bei der Beurteilung dieser letzten Stufen muß man sich stets vor Augen halten, daß sie etwas grundsätzlich anderes als die alten Gefache in ihrer köstlichen konstruktiven Eigenart darstellen; überdies werden sie nicht mit Lehmstakenwerk gefüllt, sondern mit Ziegeln ausgefüllt. Doch es läßt sich nicht leugnen, daß der alte Baustil bei diesen Häusern des 20. Jahrhunderts in geschmackvoller Weise den neuen Baumöglichkeiten angepasst ist; sie sind in ihrem stattlichen Aussehen wahrhaft eine Zierde unserer Dörfer geworden.

Blockbau und Fachwerk gehen im Laufe der Jahrhunderte eine kennzeichnende Verbindung ein: Der Blockbau, die massivere und wärmere Bauart, wird zur Herstellung der Erdgeschoßwände, das Fachwerk wegen seines geringeren Gewichtes zur Ausführung des ersten Stockes verwendet. Kennzeichnend für das schlesische Bauernhaus ist die Art des Verbandes zwischen dem Blockbau des Erdgeschoßes und dem Fachwerk des ersten Stockes. Er wird in leicht lösbarer Weise durch das sogenannte „Umgebände“ hergestellt. Man versteht darunter jenes System von Säulen, Spannriegeln, Kopfbändern und Zwickelhölzern, die bogenförmig die Fenster des Erdgeschoßes umsäumen und die Aufgabe haben, den Oberstock zu tragen. Früher nahm man für das Umgebände slawischen Ursprung in Anspruch; in Wirklichkeit entwickelt sich ein umgebändertes artiges Traggerüst überall dort, wo Blockbau und Fachwerk aufeinander stoßen und wo man infolge der Vorherrschaft des Geschoßbaues bemüht sein mußte, die Blockwände des Erdgeschoßes zu entlasten. Das Umgebände war ursprünglich ein ausschließlich auf Zweckmäßigkeit ein gestelltes Traggerüst, in dem nur ein fachkundiges Auge einen Vorzeichen des heutigen Säulenkreuzes erkennen konnte. Bei den ältesten Gebäuden stand der Stubenstock ohne konstruktiven Zusammenhang wie eine selbständige Wohnkiste hinter den mächtigen Eichen Säulen, die den Oberstock trugen. Noch gegenwärtig ist die Stubenwand bei alten Häusern 30—50 Zentimeter von den Säulen entfernt.

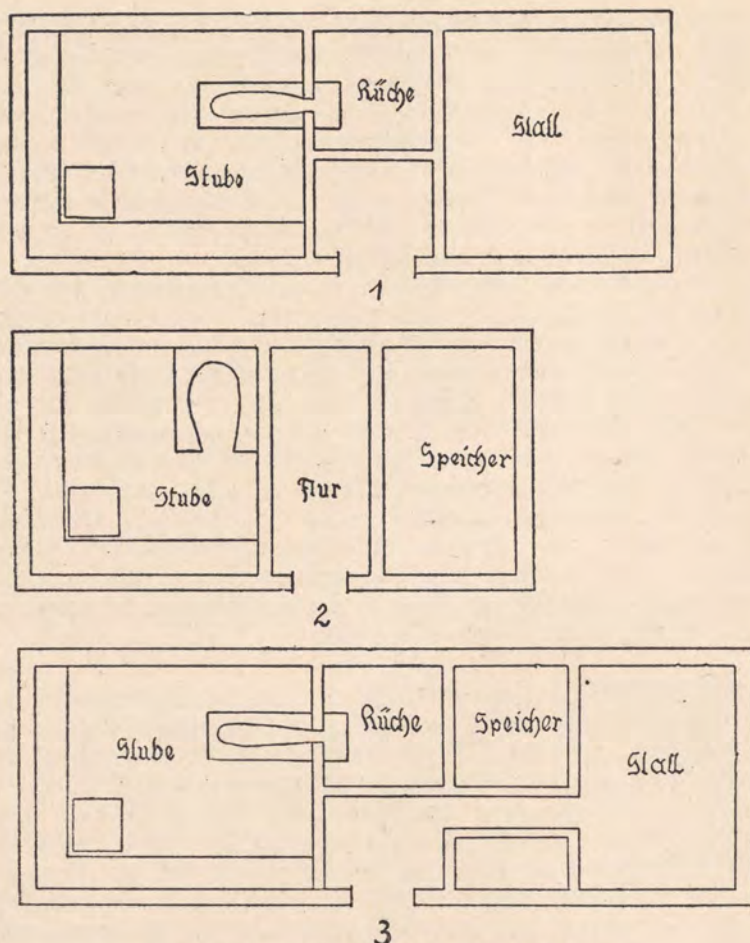


Entwicklung des Umgebändes zur Zierform.

1. Die vortragenden Deckbalken werden durch Unterzüge und Ständer gestützt.
2. Unterzüge und Ständer werden durch Kopfbänder verbunden.
3. Die Kopfbänder werden bogenförmig ausgefägt und mit Kerben versehen.
4. Zwischen die Ständerköpfe schieben sich Spannriegel ein, die Kopfbänder gehen in Zwickel über.
5. Die Schwalbenschwanzverblattungen der Zwickel werden durch Verzapfungen abgelöst, Zwickel und Spannriegel werden zu gefälligen Korb- und Stichbogen zusammengefaßt.
6. Die Ständer werden säulenartig profiliert.

Erst als im 18. Jahrhundert die Strebenführung des Oberstockes wechselte, wurde auch der konstruktive Urgrund des Umgebändes erschüttert. Erst jetzt gingen die Säulen in den Wandschmuck über, und es begann jene künstlerische Entwicklung, die uns das Umgebändehaus so wertvoll gemacht hat. Die weitständigen Säulen von ehemals wurden entsprechend der Zahl der Fenster vermehrt und aus ihrem konstruktiven Zusammenhang mit dem Oberstock gelöst. Die Streben werden zu Kopfbändern verkürzt, und zwischen die Säulenköpfe schieben sich Spannriegel ein. Kopfbänder und Spannriegel bilden seit der Mitte des 18. Jahrhunderts den Ausgangspunkt für die Umgestaltung des Umgebändes zur Zierform. Die ursprünglich geraden Bänder werden bogenförmig ausgefägt und mit Kerben versehen. Zwickel und Spannriegel führt der geschickte Zimmermann in einen gefälligen Korb- und Stichbogen über, der kunstvolle Kerbe empfängt. Um 1800 werden auch die Säulen reich profiliert, indem sie sockel-, schaft- und kapitellartige Behandlung erfahren, oder in ihren Umrissen Vasenmotive der Empirezeit nachahmen. An den schwächeren Säulen der Oberlaube wird der Schmuck des Umgebändes in zierlicheren Massen wiederholt. Umgebände und Oberlaube, aus nüchternen Zweckmäßigkeitsabwägungen hervorgegangen, leihen in ihren schönsten Vertretern dem heimischen Hause Gliederung und Umriss von soviel Anmut und Schwung, der unter den deutschen Hausformen seinesgleichen sucht.

Wie die Fülle der Dachgerüste lassen sich auch die Grundrißbildungen der Häuser nördlich der Alpen auf zwei Hauptformen zurückführen, zwischen denen zahlreiche Mischbildungen liegen: das mitteleuropäische Wohnstallhaus und das osteuropäische Wohnspeicherhaus. Beim mitteleuropäischen Wohnstallhaus sind Wohnräume und Stall unter dem gleichen Dach untergebracht; sie liegen zu beiden Seiten des Hausflurs, dessen hinterer Teil als Küche Verwendung findet. Bei dem jüngeren, aber heute gleichfalls dreigeteilten Wohnspeicherhaus Nord- und Ost-europas ist diesseits des stets kalten Hausflurs der Wohnraum mit Rauchofen und jenseits ein Speicher oder eine ofenlose Kammer, während die Stallräume in einem selbständigen Gebäude untergebracht sind. Die Dreigliedrigkeit des Wohnstallhauses ist bereits gegen Ende des Mittelalters durch innere Teilung, die Dreigliedrigkeit des Wohnspeicherhauses weit später durch Verschmelzung des alten Vorhallenhauses mit einem Speicherbau entstanden. Dieser Vorgang vollzieht sich in den slawisch vorbesiedelten Gebieten seit dem 13. Jahrhundert unter ostdeutschem Einfluß. Im schlesischen Stammesgebiet ist er längst abgeschlossen, nur bei einigen Sprachinseldörfern ist die Einschmelzung des Speichers noch nicht völlig vollzogen. Die Grenze zwischen dem mitteleuropäischen Wohnstallhaus und dem nord- und osteuropäischen Wohnspeicherhaus verläuft in ganz großen Zügen entlang der Weichsel, der alten Oisgrenze des Reiches, entlang der Oder und March; sie umfaßt das von Geramb bestimmte Rauchstubegebiet der Ostalpen, Gebiete von Nord- und Südtirol und erreicht schließlich im Vintschgau die Grenze der Schweiz. Ein oft 200 Kilometer breiter Grenzsaum dieser Gebiete, zu dem auch Teile von Schlesien und die ostdeutschen Sprachinseln gehören, sind mit Misch- und Übergangsformen erfüllt. Der Gegensatz Wohn-



3
Wohnstallhaus und Wohnspeicherhaus.

- 1) Wohnstallhaus.
- 2) Wohnspeicherhaus.
- 3) Mischform zwischen Wohnstallhaus und Wohnspeicherhaus.

stallhaus und Wohnspeicherhaus ist eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale der mittel- bzw. osteuropäischen Wohnungskultur.

Für die kulturmorphologische Betrachtung des Bauernhauses sind die Feuerstätten besonders wichtig; aus Aufbau und Eigenart der Feuerstätten läßt sich die Kulturhöhe einer Landschaft mit besonderer Klarheit erkennen. Hinsichtlich seiner Feuerstätten zerfällt Europa nördlich der Alpen in einen mitteleuropäischen Kulturkreis des Herdes und einen osteuropäischen Kulturkreis des Kochofens. Zahlreiche Auslesevorgänge führten dazu, daß das westgermanische Mitteleuropa seine Speisen am Herd, das ostgermanisch-slawische Osteuropa im Kochofen bereitete. Mitteleuropa prägte in jahrhundertelanger Entwicklung drei Feuerstätten mit scharf getrennten Aufgaben aus: den offenen Herd zur Vereitung

der Speisen im Hausflur, den Kachelofen als reines Heizfeuer in der Stube und den Backofen als selbständiges Bauwerk im Freien. In Osteuropa mußte der Kochofen, der als gewaltiges Stein- und Lehmgebäude fast ein Viertel des Wohnraumes erfüllte, alle drei Funktionen in einem einzigen Ofenkörper übernehmen. Kennzeichnende Merkmale des Kochofens bestehen ferner darin, daß seine breite Oberfläche als Schlafstätte und sein gewaltiger Innenraum als Ort des Schwigbades dient, während das Ofenloch, d. h. der Raum zwischen den Ofenfüßen, als Stall für wärmebedürftiges Kleinvieh, Hühner, Gänse, Zicklein und Kälber, verwendet wird.

Es läßt sich zeigen, daß noch am Ausgang des Mittelalters ein großer Teil Ostdeutschlands, der Subetens-, Karpathen- und Ostalpenländer dem Kochofenkulturreis angehörte. Besonders in Böhmen, Mähren und Schlesiens kann man die allmähliche Eindeutschung der osteuropäischen Ofenformen mit beispielgebender Klarheit verfolgen. Im 13. Jahrhundert begann die Auseinandersetzung zwischen den dreiteiligen Feuerstätten der Ostfiedler und dem einfachen Kochofen der Slawen; es kam zu einer kulturellen Annäherung, bei welcher die Slawen kulturell gehoben wurden, die Deutschen aber kulturelle Einbußen erlitten. Auf der ersten Stufe der Kulturübertragung nimmt das slawische Haus unter deutschem Einfluß den offenen Herd an und lagert ihn der Ofenmündung vor; diese erste deutsch-slawische Mischform ist ein Rauchofen, der mit den Feuerstätten des ostalpenländischen Rauchstubegebietes vollkommen übereinstimmt. Heute sind Rauchöfen dieser Art für Polen, Karpathenrußland und die Ostslowakei kennzeichnend; in den deutschen Sprachinseln der Slowakei sind einige kaum benützte Reststücke erhalten. Aus dem Wanderbüchlein des Johannes Vukobach kann man schließen, daß diese urtümliche Form um 1500 ganz Innerböhmen erfüllte, und aus dem Tagebuch des Meister Johann Diez, des Feldschers beim Großen Kurfürsten, geht hervor, daß noch am Ausgang des 17. Jahrhunderts die Rauchöfen bis westlich von Breslau reichten.

Die zweite Stufe der kulturellen Auseinandersetzung stellt die Einführung des Hinterladeofens dar, der sich unter dem Eindrucke der römischen Hypokaustenheizung in Südwestdeutschland ausgebildet hatte und seit dem 16. Jahrhundert auch bei den Slawen Eingang fand. Beim Hinterladeofen erfolgt die Beschickung und Entzündung nicht in der Wohnstube, sondern im Hausflur. Dies wird dadurch erreicht, daß der alte Rauchofen unter deutschem Einfluß seine Mündung dem Hausflur zukehrt; durch diese Maßnahme ist die Rauchstube zu einer „lichten Stube“ geworden, der alle kulturellen Entwicklungsmöglichkeiten offenstehen. In den geschlossenen Randgebieten Böhmens, Mährens und Schlesiens ließ sich der Grenzdeutsche nirgends unter diese Stufe herabdrücken, nur in den karpathendeutschen Sprachinseln war dies vereinzelt der Fall. Für die Slawen bedeutet diese Stufe den entscheidenden Schritt für den Eintritt in die mitteleuropäische Wohnungskultur.

Der dritte gewaltige Fortschritt in der Entwicklung unserer Feuerstätten war die Einführung eines Stubenofens, der sich im deutschen Bauernhause Nordböhmens während des 16. Jahrhunderts vom Backofen abspaltet. Er soll vor allem der Erwärmung des Wohnraumes dienen und wird daher aus dünnwandigen „Ofenziegeln“, den späteren

Blattkacheln, erbaut. Der Kachelofen breitet sich im 17./18. Jahrhundert bei den Tschechen und schließlich auch im slawischen Mähren aus, ist jedoch über die Grenze der mährischen Slowakei nicht allzuweit nach dem Osten vorgedrungen. Auf der vierten Entwicklungsstufe, die in den deutschen Randgebieten Böhmens und Mährens zu Beginn des 18. Jahrhunderts erreicht wurde, wird der Backofen aus der Stube entfernt, tritt in den Hausflur, durchbricht erkerartig die Hauswand und wird unter einem eigenen Dach geborgen. Auf der letzten Stufe verläßt er das Wohnhaus überhaupt und wird als eigenes Backgebäude in der Nähe des Hauses errichtet. Erst dadurch hat der Backofen Westböhmens im 19. Jahrhundert wieder jene Stellung erreicht, die ihm auf westdeutschem Boden von altersher zukam. Durch die Verflechtung in die kulturärmere Nachbarschaft ist die Feueranlage des ostdeutschen Hauses um nahezu 500 Entwicklungsjahre zurückgeworfen worden. Seiner hohen kulturellen Sendung im Osten mußte der Siedler selbst so manche Stufe seiner eigenen Kulturhöhe zum Opfer bringen.

Auch aus der kulturgeographischen Betrachtung der Wirtschaftsgebäude geht die fortschreitende Eindeutschung Osteliens und die Ausstrahlung deutscher Kulturformen über das gesamte Gebiet der Westslawen klar hervor. Deutliche Spuren lassen den Schluß zu, daß im schlesischen Stammesgebiete der osteuropäische Umlaufstall mit der Einrichtung des Dauermistes weit verbreitet war. In diesem Umlaufstall konnte sich das Vieh ohne Band und Kette frei bewegen, und der Dünger verblieb so lange in ihm, bis man seiner auf dem Felde bedurfte. Erst durch die ostdeutschen Siedler wurde hier der Anhängestall mit seiner Gliederung in Stände bekannt, der täglich gesäubert wird und mit der Einrichtung des Düngerhaufens verbunden ist. Düngerhaufen und Anhängestall sind als Merkmale der sauberen deutschen Viehhaltung weit nach dem Osten gezogen.

Auch die Scheunenwirtschaft des Ostens ist westgermanisch-deutschen Ursprungs. Bereits ein Vorbote der Scheune, die westgermanische „Korn-“ oder „Heuberge“, ein auf vier Pfosten verschiebbares kegelförmiges Dach, wurde von den Westslawen mitsamt seinem deutschen Namen übernommen; vor allem aber geht die Scheune zu den Slawen über, die das neue Wirtschaftsgebäude zunächst in ihrer altheimischen Flechtwerktechnik mit Sochadach ausführen. Dadurch gelangten sie notwendig zu runden und ovalen Grundrißbildungen, die noch heute bei den osteuropäischen Scheunen weitaus vorherrschen. Die Sechseck- und Achteckscheunen Schlesiens und des ostdeutsch-westslawischen Grenzraumes überhaupt stellen die Umsetzung der ovalen Flechtwerkscheune in den vornehmlichen Baustoff des Blockwerkes dar, das gerade entlang der Sprachgrenze und im Kulturraum der ostdeutschen Sprachinseln eine außerordentliche Höhe der technischen Durchbildung erreichte.

Eine west-östliche Mischform von besonderer Klarheit ist in den Speicherbauten zu erkennen. Das vielerörterte Speicherproblem findet in der Annahme folgender Entwicklung seine Lösung: Unter dem Eindruck des dreiteiligen deutschen Hauses tritt der slawische Speicher an das Vorhallenhaus heran und verschmilzt mit ihm zu dem dreizelligen Wohnspeicherhause des Ostens; der ostdeutsche Siedler aber, der ursprünglich über das speicherlose, mitteldeutsche Wohnstallhaus verfügte, nimmt diesen osteuropäischen Speicherbau von vielseitiger Verwendbarkeit unter

die Wirtschaftsgebäude des eigenen Hofes auf. Beim deutschen Bauern wird der Speicher baulich veredelt und aus einer „elenden Hütte“ (klět) zu einem „Schatzhaus“ und „Schmuckkästlein“ des Hofes emporgehoben. Die Slawen aber holen diesen technisch geläuterten Bau mit zahlreichen deutschen Namen wieder in ihren Hof zurück. Einst über ganz Ostdeutschland verbreitet, tritt der Speicher heute nur sehr spurenhafte in Oberschlesien und den Sudeten- und Karpathenländern auf. Nur in den deutschen Sprachinseln der Slowakei steht er noch heute als Fruchtspeicher, Schütthaus, Speise-, Kleider-, Schlaf- und Wohngaden, ja sogar als Wehrbau in voller Blüte. In dem wiederholten Nehmen und Geben zwischen ostgermanischer, slawischer und deutscher Kultur, das in der Geschichte des Speicherbaues zum Ausdruck kommt, sehen wir ein Sprach- und Kulturgrenzschilderchen verwirklicht, welches für das gesamte Wohn- und Wirtschaftsweisen des östlichen Mitteleuropa kennzeichnend ist.

Wer die Fluren, Siedlungen und Hausformen des östlichen Mitteleuropas untersucht, kann wie kein zweiter die Größe der deutschen Kulturleistung im Osten ermessen. Es gibt auf westslawischem Boden kein flur-, siedlungs- und hauskundliches Merkmal, das nicht eine Spur deutschen Einflusses erkennen ließe. Die gesamten Sudetenländer und mehr als die Hälfte Polens sind mit Dörfern erfüllt, die teils nach der Siedlungsform, teils nach der Flurverfassung deutschen Brauch befolgen; auch die slawische Forschung hat stets mit Anerkennung vermerkt, daß die westslawische Stadt als Siedlung und wirtschaftlicher Organismus auf deutschen Ursprung zurückgeht. Eine Karte des alteingesessenen städtischen Deutschtums in Osteuropa läßt das Vordringen deutschen Bürgertums bis an die Ufer der Wolga erkennen. Alle osteuropäischen Erscheinungen unterliegen im Strahlungsbereich der deutschen Volkskultur einem Verdichtungsvorgang, der sich auf dem Gebiete der Flurverfassung als ordnendes Prinzip, beim Hausbau als technische Vervollkommenung, im Rechtsleben des Bauern als persönliche Befreiung, beim Bürger durch den Aufschwung von Wirtschaft und Bildung, kurzum in einer Hebung des gesamten Kulturlevels und der Lebensführung kundgibt.

Diese Großtat ist nicht zuletzt die Leistung des deutschen Schlesiens und seiner volkstümlichen Kultur, die im Hause eine besonders kennzeichnende Verkörperung findet. Zwar besitzt das schlesische Haus nicht die trotzige Wucht des Niedersachsenhauses, die majestätische Größe des Alpenhauses und den beweglichen Reichtum des fränkischen Gehöfts; an seinem Gesamtbilde gefällt uns vielmehr die unübertreffliche Einfachheit und innere Wahrheit aller Lösungen; aus allen Einzelheiten spricht der Wille zu unbedingter Sachlichkeit. Aus der Not und den Kämpfen eines Siedellandes geboren, trägt das Haus alle Merkmale dieser Herkunft; und doch leuchtet über allem der Glanz einer höheren Kultur, die sieghaft nach dem Osten zog und trotz aller Anfechtungen der Gegenwart ihre mitteleuropäische Sendung auch fürderhin erfüllen wird.



Abb. 5. Kimmernis in Ratibor, Rath. Pfarrhaus



Abb. 6.
Kümmernis-Kreuz Schnitzwerk des
Bildhauers Chamm sen. in Landeck
ca. 1880; in Neustadt O. S. im
St. Annenstift



Abb. 1. Pestkreuz in
Lampersdorf b. Dels



Abb. 4. 3 Kreuze aus Rogau-Rosenau
Lichtbild Martha Hoffmann, Sagan



Vorderseite



Rückseite

Abb. 3. Sühnekreuz in Breslau, Berliner Platz
Lichtbild Martha Hoffmann, Sagan



Abb. 2. Arnauer Heidenstein

Karl Bornhausen:

Schlesische Volksreligion

Es gibt nur zwei deutsche Volksstämme, in denen altererbte Volksreligion noch in großem Umfange lebendig ist: Bayern-Tirol und Schlesien-Böhmen. In den anderen deutschen Volksstämmen ist seit dem kirchlichen Rationalismus der Volksglaube erstorben oder erstarrt. Bestensfalls hat man ihn in Büchern konserviert oder in Museen ausgestellt.

Der Volksglaube haßt beide Begräbnisarten im Buch und im Museum. Denn er ist menschenscheu, fürchtet das blasfeme Lächeln des aufgeklärten Stadtbewohners. Er will nichts wissen von Gedrucktem und Literarischem; er lebt allein in der Sprache des Volkes, wird im Bauernspiel, in der Spinnstube hörbar. Besonders zuwider ist der Volksreligion alles Theatralische, Schauspielerhafte. Vielmehr hat sie eigene Fähigkeit zu Kultischem und Liturgischem. Realismus ist ihr fremd; sie will aus eigenem Gefühl ganz anders sein als Mensch.

Volksreligion hat Ehrfurcht vor dem Göttlichen in der Natur. Sie will diese Furcht und Anziehung genießen. Alle Aufklärung bleibt ihr fern. Derselbe gebildete schlesische Bauer, der die Zusammenhänge der Elektrizität genau kennt, erschauert fromm vor dem Blitzstrahl. Daher hängt die Volksreligion stark von landschaftlichen Gegebenheiten ab. Man hat bisher in unserer Stammeskulturarbeit den Zusammenhang von Literatur und Landschaft stark betont, aber nicht den von Religion und Landschaft. Es käme sonst das den Kirchen unbequeme Resultat heraus, daß Schlesien zwar zwei christliche Konfessionen, aber eine einheitliche Stammesreligion hat.

Bei den Bemühungen um diese Volksreligion der Schlesier fällt auf, daß sie ähnlich wie die Sprache sehr verschieden erscheint. Religion der Lausitzer, der Gläser, der Oberschlesier; Religion der Gebirgler und der Tiefebenebewohner. Ja, der Sudetentamm scheint eine Seelengrenze zu sein, die verschiedene Frömmigkeiten trennt. Die wissenschaftlich-formale Beobachtung scheidet stets; die richtige religiöse Betrachtung dagegen findet die gleichen charakterologischen Kennzeichen der Religion in der gesamtschlesischen Kultur. Das ergibt sich sofort, wenn ein natürliches ungezwungenes Sammelprinzip, eine naive Beobachtungs- und Beurteilungsweise angewendet wird. Man muß das Volk erzählen lassen: zuerst will es nicht mit der Religion heraus; aber bald plaudert es in Überfülle, von der Görlitzer Heide bis zur Gläser Reise, von der Bartsch bis nach Reichenberg und Jägerndorf, erzählt im wesentlichen die gleichen Seelenlaute von den Vätern, den Müttern, den Kindern. Es

ist ja nicht nur wesentlich, was das Volk glaubt; wie das Volk glaubt, ist charakteristisch. Der Väterglaube, der Mütterglaube, der Kinderglaube der Schlesier sei aus dem Reichthum heraus gegriffen.

Der Väterglaube

Der Glaube der Schlesier sammelt sich um das Kreuz. Das Alter dieses Symbols reicht gewiß in die Steinzeit hinauf; diese Dauervorstellung umfaßt also viele tausend Jahre und hat sich in ihnen unendlich vieldeutig gestaltet. Aber das Volk läßt keine Deutung fahren. Längst verschollene Erinnerungen an die heilige Wegkreuzung werden unbewußt beibehalten. Das Gesundungszeichen des Lebensbaums lebt im Pestkreuz wieder auf, selbst wenn es die Naturholzgestalt der drei Zweige nach oben aufgegeben hat und ein rechtwinkeliges Kreuz ist wie das einzige Pestkreuz Schlesiens in Lampersdorf bei Dels. Das ist von 1600 und aus Stein*).

Wenn man die Geistesgeschichte der Kreuze erfassen wollte, so müßte man wohl das Windrichtungskreuz oder Wegekreuz als älteste nordische Tradition annehmen: Achsenkreuz des Sonnenjahres. Das Sonnenscheibekreuz ist eine spätere Form, die massiv oder durchbrochen sich erhält bis heute. Dann kommt das Gerechtigkeitskreuz, Kreuz im Thing, an der Gerichtsstätte (Kreuz von Bentheim). Zuletzt das Sühnekreuz. Die Dauerüberlieferung wirkt durch die ganze Reihe. Mit dem Christenglauben hat diese Kreuzgeschichte nur indirekt zu tun. Christus ist zu dem nordischen Kreuzglauben hinzugetreten: Das ist am Arnauer Heidenstein deutlich, der dem Herrgott von Bentheim sehr ähnelt, aber jetzt kirchliches Symbol, Tympanon, geworden ist (Abb. 2).

Das Schlesierland ist heute noch gefüllt von mehreren hundert Steinkreuzen, oder Kreuztrümmern in Stadt und Land, Wald und Feld. Zumeist werden sie als Mord-Sühne-Mäler angesehen. Der älteste Bericht über solche Sühne ist von 1305, der älteste schlesische von 1441. Aber es ist die Frage, ob nicht eine viel ältere Dauerüberlieferung vorliegt, die der mittelalterlichen Justiz den Anlaß gab zur Beendigung der Blutrache durch Kreuz- und Geldzahlung.

Auf den Kreuzen sind häufig die Untatwerkzeuge eingemeißelt, Schwert, Armbrüste, Messer, Pfeile. Wenn aber eine Schere dargestellt ist (Stonsdorf bei Hirschberg), ist wohl der Verurtheilte des Erschlagenen gekennzeichnet. Daß sich zwei Weiber mit Schaffscheren erstachen, ist doch sehr seltsam. Und ein Rad mit acht Speichen ist eben nicht das Rad, auf das der Mörder hätte geflochten werden sollen. Zwar kann die Art oftmals das Mordwerkzeug wiedergeben; aber es kann auch die Dauervorstellung der Torart nachwirken, die das Jahr spaltet. Das Sonnenrad in acht Teilen ist Dauerüberlieferung aus viel älterer Zeit als das Folterwerkzeug. Wenn diese Symbole als Sühnezeichen, als Tabu, wiederkehren, um so mehr sind sie Beweis für die Zähigkeit unbewußter Glaubensweiterwirkung. Daher gehen bei diesen Kreuzen die Seelen der Toten um. Die altgermanischen Thingstätten, Kultstätten, sind zu unheimlichen Orten, zu Mordstellen geworden. So erklärt sich der mittelalterliche Gerichtsbrauch aus viel älterem Glauben.

*) Vgl. Abb. 1 und Schles. Monatshefte X, 1933, S. 188.

Schuhmacher Klemenz aus Fürstlich-Langennau bei Ratscher erzählt von einem jungen Mann, der nach einem Schlachtfest wohl genährt und mit Wurst besetzt durch den Wald heimging. Ein Hund gesellte sich zu ihm, kein Wunder, wenn einer Wurst bei sich hat. Aber es ist der Teufelshund. Denn beim Sühnekreuz im Wald ist der Hund weg, und es sitzt eine Gestalt über dem Kreuz. Da sagt der Junge: „Du Weibla, es is so kalt. Kommst oc mit.“ Da spuckt das Ding dreimal und redt sich hoch. Und der Junge reißt aus, verliert Mütze und Wurst. Das Wunderliche ist nun, daß trotzdem der Hund wieder da ist. Denn der hätte doch jetzt gemächlich die Wurst fressen können. So denken wir Nationalisten. Aber das Volk glaubt noch heute fest an den Teufelshund, der am Sühnekreuz bei Jauernig herumläuft und den Wanderern auf den Rücken springt. Anna Exner berichtet, daß ihr Onkel nicht daran geglaubt habe und dem Tiere mit dem Messer habe zu Leibe gewollt. Aber schon saß ihm der Hund auf dem Rücken und hat ihm das ganze Gesicht zerkratzt. Das sind Zeugen aus der Gegenwart, die noch in Schlesien leben. Der Hund ist der Nachfahr der Wotanswölfe, die am uralten Wegkreuz noch umlaufen.

Das älteste datierte Steinkreuz in Schlesien ist das in Heinzendorf am rechten Ufer des Tharnaubachs. Die Jahreszahl 1254 wäre die Zeit nach der Mongolenschlacht. Aber da damals arabische Ziffern nicht üblich waren, bleibt die Datierung zweifelhaft. Das Kreuz ist eineinviertel Meter hoch, und tief in den Grund eingelassen.

Die Entfernung solcher Kreuze ist heute noch gefährlich; ein Bauer bei Brieg hat vor einigen Jahren zwei Kreuze, die im Felde hinderlich waren, entfernt, sie aber jetzt vorsorglich wieder hingestellt. Denn die Wegnahme der Kreuze brachte Unglück. Auch anderwärts wird das erzählt. So wurde ein Kreuz in Progen, Kreis Frankenstein, als Steg verwendet; aber fortwährendes Leid in der Familie des Besitzers zwang zu seiner Wiederaufrichtung.

Auf der Kreisgrenze Neurode—Frankenstein, in dem Tal zwischen Neuborf und Herzogswalde, steht ein Steinkreuz auf einem Sockel: Die Darstellung des Kreuzifixus, darunter Adamschädel und Schlange. Die Sage behauptet, ein von einer Schlange bedrohter Mann habe das Kreuz gelobt. Man sieht also, daß die christliche Legende vom Schlangentrug und Adamsfall nicht volksbekannt war, sondern die altgermanische Sage vom Schlangengott, dem Jahrgott und seiner Wintersgefahr.

Nur ein Kreuz mit Sonnenrädern ist in Schlesien, in Obergutschdorf, Kreis Striegau (Hellmich 1923, S. 26, Tafel 7). Drei zweigeteilte Kreise sind auf der Mitte und den beiden Seitenarmen. Unsere Abbildungen zeigen das Kreuz auf dem aufgelassenen Kirchhof auf dem Berliner Platz in Breslau, bei dem auch die Rückseite beschriftet ist, und die Kirchhofmauer in Rogau-Rosenau mit drei eingemauerten Kreuzen. (Abb. 3, 4.)

Auf dem Hellberge bei Freystadt steht Gott Vater und schaut auf die Dörfer in Richtung Sagan. Es ist der Hellberg, der Eingang zur deutschen Unterwelt, wo die Seelen hinziehen. Dort tritt zu Gott der Teufel und macht den Vorschlag, mit Steinen um die Wette zu werfen, damit sich der Stärkere erweise über die Seelen, über die Unsterblichkeit. Der

Stein Gottes fällt bei einem Feldwege zwischen Rüpper und Dittelsbach nieder. Der Steinwurf des Teufels aber reißt die Spitze des Hirschfeldauer Kirchturms ab und bleibt etwa 100 Meter vor dem Stein Gottes liegen. Daher hat der Hirschfeldauer Kirchturm ein einfaches Dach. Der Teufel in seinem Zorn über seine Niederlage hat seinem Stein mit dem Pferdefuß einen starken Tritt gegeben; der Stein hat sich kaum gerührt, aber die Spur des Teufelstrittes ist im Stein sichtbar geblieben.

Der seltsame Turm der katholischen Kirche von Hirschfeldau und der Findlingsblock aus der Eiszeit mit seinen glatten Vertiefungen haben Anlaß zu der Legende gegeben, die bei aller christlicher Kritik doch noch den altgermanischen Seelenglauben durchschimmern lassen. Der Teufel kann Fausts Seele nichts anhaben.

Der Teufelsstein ist noch da: im Waldbau, einem Sandweg von Annenhof nach Rüpper. Der Herrgottsstein ist vor 60 Jahren gesprengt und zum Straßenbau verwendet worden. So haben die Teufelstaten doch das zähre Dasein auch in Schlesien.

Mütterglaube

Geht es im schlesischen Väterglauben stets um Macht und Recht, so im Mütterglauben um die Nachkommenschaft. Der Glaube an die drei Mütter, die drei Marien, die drei Jungfrauen gehört zum alten germanischen Erbgut. Sie sind im Laufe der Zeit zu Heilrätinnen und Pestjungfrauen geworden, und um sie endlich zu christianisieren, hat man sie Spes, Fides, Caritas genannt. Ursprünglich sind sie die deutschen Nornen, Schicksalschwester, die mit den keltisch-römischen matres matutae oder Matronen verschmolzen sind. Ihre Namen sind im Laufe der Jahrhunderte stark verwandelt, und nur in einer Sprachform steckt noch der uralte Sinn: Auset, Quere, Eubet. In dieser Namensform geben die Frauen nämlich den uralten Erdsinn der Mütterlichkeit wieder: Kräfte nach oben, Kräfte nach unten, Kräfte nach den Seiten. Dabei bekam die Quere in der Volksreligion die Übermacht: Sie stellt ja die Liebe der Menschen untereinander dar. Sie wurde die reine keusche Jungfrau, die aus Erbarmen liebt, nicht aus Selbstsucht und Leidenschaft. Und ihre ausgebreiteten Arme wurden zur Nachbildung vom Heilandskreuz. Ein einziges Bild der Art ist vorhanden: Quere ist mit beiden Händen an zwei Bäume hoch gebunden, die Füße an einem kurzen Erdpfahl befestigt. Sie hat bloß einen Lendenschurz wie der Heiland; aber sie lebt und blickt gütig auf die betende Auset (das Bild ist aus Albem bei Brigen, jetzt italienisches Südtirol; es ist seit 1928 im Diözesan-Museum Brigen vermisst, aber es gibt ein Lichtbild davon).

Die Geschichte der gekreuzigten Jungfrau, einer nur im deutschen Kulturgeist lebendigen Vorstellung, ist sehr verwickelt. Vorchristlich hat es eine Wanderung dieser Religionsidee gegeben von Norden nach Süden, und zwar den Rhein entlang. Sie geht zweifellos vom Sonnenkreuz und dem Mann in der Sonne aus; nordischer Heldenglauben breitet sich aus.

In den Anfängen des Christentums entsteht die Legende, ein britischer König sei zur Zeit Diokletians in England gekreuzigt worden als frei-

williges, stellvertretendes Opfer für sein Volk. Daher habe dieser Gekreuzigte Königsgewand und Krone. Die Darstellung und Vorstellung wandert in 1000 Jahren nach Süden und trifft dort den Volto Santo von Lucca, der zwar voll gewandet ist, aber ursprünglich keine Krone hat. Dieser Volto Santo bekommt vom Norden her den Jahresbogen der Sonne um sich gezogen, am Ende mit den beiden Igen. Es ist das sinkende Jahr, das den Heiland umgibt, dasselbe Zeichen wie in der einen Höhle der Extersteine. Die Theorie, dieser Bogen sei die orientalische Mandorla, ist restlos erledigt: Denn diese ist geschlossen, nicht offen, und kennt keine Lilie, die umgekehrte Menschenrunne, im Kalender die Novemberrune, die den Tiefstand der Sonne vorbereitet.

Nun wandert der vom Norden geheiligte südliche Volto Santo wieder nach Norden; Kaufleute tragen seine Macht den Rhein abwärts. Steenberg in Holland wird der Hauptsitz der Kummernis, die nun weiblich geworden ist. Dabei hat die Quere ihr Teil getan. Denn aus dem ästhetischen Mißverständnis eines voll gewandeten romanischen Christus in gotischer Zeit ist kein Glaube, keine weibliche Heiligkeit zu verstehen. Zudem hat das Volk nackte gotische Kreuzfiguren mit Frauenkleidern angezogen und so verehrt; es mußte also die Männlichkeit der Figur wissen.

Nun schlingt sich die Troubadoursage des romanischen Kulturkreises um die Kummernis: der Geiger und der ihm geschenkte Pantoffel. Aber auch hier ist die nordische Dauerüberlieferung der Religion zu merken. Wie der Jahresgott in der Reize verstümmelt wird, Hand und Fuß verliert, so geht die Kummernis des Pantoffels freiwillig verlustig wie das Gottesjahr. Der Pantoffel ist also ein schmerzloser Ersatz für den Gliederverlust der Gottheit. Denn dem Gott wächst nach Wintersonnenwende Arm und Bein neu. Im 14. Jahrhundert wußte das Volk davon nichts mehr, trotzdem behielt es die holde Sage bei. In Dietersheim bei Bingen an der Nahe trank man aus dem Pantoffel heiliges Quellwasser. So war die Kummernis wieder die uralte Nixe und Norne geworden. Und der Glaube an sie verscholl im Reformations-Jahrhundert.

Die zweite Wanderung der Kummernis geht von Westen nach Osten im 17. Jahrhundert. Sie wird die Volksgöttin der habsburgischen Lande, auch in Spanien, die durch die Jesuiten über die Niederlande in einzelnen Stücken bis nach Kroatien, Galizien, dem fernen Osten und Peru gebracht wird. Aber ihr Hauptgebiet ist jetzt nicht der Rhein, sondern Prag und Schlesien.

Die Not des Dreißigjährigen Krieges hat im Volk das Verlangen nach neuen göttlichen Kräften hochgebracht. Nothelfer in immer größerer Zahl treten unter den Heiligen auf, die sieben Zufluchten entstehen, und die Kummernis wird zur Heiligen der Mütter und der Kinderaufzucht; sie bringt die ungeratenen Kinder auf den rechten Weg und führt den treulosen Liebhaber der Braut wieder zu. Sie ist Trösterin in aller Kummernis, Krankheit und Tod und steht häufig in der Grabkapelle. Die Macht der reinen deutschen Jungfrau heilt alles Herzeleid. Und so entstehen gar liebliche Gemälde in Schlesiens Kirchen und Wallfahrtsorten. Die Abendorfer Kummernis ist nicht die schönste. Das Ratiborer Bild ist wohl die Perle in Schlesien, und dann das Schnitzbild in Neustadt O.S. aus den 1880er Jahren (Abb. 5, 6).

Schön ist, daß dieser Glaube in Schlesien noch lebt. Nicht nur, daß die Gläzer noch heute von einem mißmutigen Mädel sagen „De machst a Gesechte wie de heilige Kemmernis.“ Sondern sie haben die Kimmernis noch in ihrem Herzen, und manches heimliche, doch kräftige Gebetlein steigt zu der heilenden Jungfrau, Mutter, Königin, Göttin am Kreuz.

Kinder Glaube.

Daß der Schlesier solche Dauerüberlieferungen der Religion lebendig zu erhalten vermag, kommt aus seiner kindlichen Frömmigkeit. So wie er ältestes deutsches Gut bewahrt hat, hat er auch das Evangelium schlicht ins Schlesierland gezogen. Wittigs Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo ist in diesem Land kein Einzelfall. Für den Schlesier wandert der Herr Jesus noch heute über die Sudeten. Und als er im letzten Herbst mit seinem Freund Petrus durch den Altwater kam, gefielen ihm Berg und Tal über die Massen wohl, so daß er am Abend in einem stattlichen Bauernhof zu übernachten beschloß. Der Bauer nahm die beiden Wanderer höchst unfreundlich auf, murrte etwas von Faulheit und Arbeitslosigkeit, ohne die Wittenden anzusehen. Aber wenn sie am nächsten Morgen um 6 Uhr beim Dreschen helfen wollten, so könnten sie bleiben. Die Wanderer versprachen die Arbeitsleistung; als aber am nächsten Morgen Petrus den Herrn Jesus weckte, und ihn an das Dreschen erinnerte, sagte dieser, er denke gar nicht daran aufzustehen; und der Herr schlief weiter. Um 7 Uhr rückte der Bauer sehr unhold in die Kammer und verprügelte Petrus, der der Tür am nächsten lag.

Um 8 Uhr machten sich Jesus und Petrus leise aus der Hintertür, schlüpfen um die Scheune mit dem Drescherlärm und waren bald wieder auf den Bergen im Schlesierland. Beharrlich kehrte der Herr am Abend zum selben Landwirt zurück und heischte Nachtlager. Der Bauer wurde maßlos grob; aber der vor ihm war zu mächtig; versagen konnte er's nicht. Die Arbeitsforderung stellte er wieder. Diesmal aber ließ der vorsichtige Petrus den Herrn Jesus an der Tür schlafen und zog sich tief in die Kammer zurück. Wieder weigerte der Herr das Aufstehen, wieder kam der Bauer, stieg über den schlafenden Herrn hinweg, fand hinten Petrus und verprügelte ihn. Wieder genossen beide den himmlischen Herbsttag, und wieder kehrten sie beim gleichen Bauern des Abends ein. Der war jetzt stumm und ließ beide zur Ruhe ein.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr sprach der Herr zu Petrus: heute arbeiten wir. Als sie die Tenne betraten, waren die Knechte beim Dreschen. Der Herr sah eine Weile zu, dann sagte er zum Großknecht: Ihr macht das langsam und schlecht! Darauf dieser: Macht's besser, statt untätig dabeizustehen! Der Herr befiehlt: Holt ein Licht und Streichhölzer. Und mitten im Stroh steht Jesus mit der brennenden Kerze. Eine Garbe nach der anderen läßt er über die Flamme halten, und die Körner springen schnell zu Hauf aus den Ähren. Um 8 Uhr befiehlt der Großknecht Frühstückspause. Die Arbeit ist zur guten Hälfte getan. Und als Jesus die Tenne verläßt, sagt er nebenbei zum Großknecht „Macht mir so weiter!“ Der Bauer ist über den Arbeitsbericht des Großknechtes zufrieden; das Frühstück schmeckt herrlich; danach

wandern Jesus und Petrus weiter, die anderen zum Dreschen. Als die Wanderer auf der nächsten Höhe sind, wendet sich Petrus um und sagt zu Jesus: „Nun haben wir etwas Schönes angerichtet. Die Scheune brennt.“ Da wendet sich unser Herr auch, seine Augen blicken mit göttlicher Hoheit über das gesegnete Land, inmitten dessen der Menschenbau in Flammen steht. Und er sagt: „Das habe ich mir gleich gedacht, daß die es nicht können.“

Heilige Geschichte soll man nicht erklären. Aber da mir Kinder mit dieser Geschichte fertig werden, möchte ich den gelehrten Herren einige Hinweise aus der Volksseele geben:

Warum fordert Jesus den Großknecht auf, so weiter zu arbeiten wie er? Weil diese Leute ganz unwahrhaftige, vermessene Eigennützlinge sind. Schaffen wollen sie nicht gern; und zum Nachdenken sind sie auch zu träge.

Warum fügt Jesus dem Bauern Schaden zu? Weil auch dieser Bauer ein unverständiger egoistischer Mensch ist. Wie liebeleer ist der Grundsatz: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wollen wir ihn auf unsere Kinder, unsere Alten anwenden?

Und ein Letztes: Die Tenne ist ein Bild der Kirchen; die Drescher sind ihre Pfarrer; die klopfen gar brav auf den Garben herum. Da kommt der Herr und Heiland, der einzige, der auf uns herumschlagen dürfte. Aber er nimmt die heilige Flamme, und im Nu ist alles Gute an uns vor ihm offenbar, der Erntesegen ist da.

So lange die schlesische Volksseele sich noch so zu unserem Herrn und Führer bekennt, brauchen wir religiösen und kulturellen Ratgeber um sie keine Sorge zu haben; sie bekommt ihre Hilfe von Gott. Der Heiland als Erntebringer steht über dem guten deutschen Jahr 1933.



Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen Raume

1. Jahrgang 1928

Herausgegeben vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. Schriftleiter: Gierach-Reichenberg, Jansen-Breslau, Mat-Gleitwiz, Wittek-Troppau. 160 Seiten, 10 Bilder, 1 Karte

2. Jahrgang 1929/30

Herausgegeben und geleitet vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. 126 Seiten, 14 Bildtafeln, 1 Karte

3. Jahrgang 1930/31

Herausgegeben und geleitet vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. 156 Seiten, 35 Bilder, 15 Kartenskizzen

4. Jahrgang 1931/32

Herausgegeben und geleitet vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. 96 Seiten, 7 Bildtafeln, 1 Karte

5. Jahrgang 1932/33: Der Schpfeiler Schlesiens

Herausgegeben vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. 92 Seiten, 3 Kartenskizzen.

Alle Bände sind noch zum ermäßigten Preise von 1,- RM. durch jede Buchhandlung und den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, zu beziehen

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 3336/VI



013-008328-06-0